

I. Geschichte und Denkmäler.

f. Zur Geschichte der Römerstätte bei Niederbiber.

1. Caesar am Rhein. Forschungen und Bemerkungen zu der Geschichte Caesars von Louis Napoleon.

Caesar's zweiter Rheinübergang.

(Hierzu Taf. 1—11.)

Das Neuwieder Becken. Uebersichtskarte Fig. 1. — Der Rhein durchläuft von Einfluss der Nahe bis zum Siebengebirge ein enges Thal, zu welchem das Hochland des Hundsrückens und der Eifel, des Einrichs und des Westerwaldes mit steilen Abhängen, mit kahlen Steirauschen und Felsklippen abbricht und nur durch schluchtige Seitenthäler in Verbindung steht.

In dem Hauptthal wie den Nebenthälern hat die Natur selbst keinen Raum gelassen für Wege, auf welchen jenes in seiner Längerrichtung zu durchwandern, oder durch diese von einem Höhenrande zum andern zu überschreiten gewesen wäre. Nur einzelnen Jägern und Fischern mochte das gelingen und gewohnter Beruf sein. Heute haben wir in Deutschland nur noch wenige Thäler, die eine so urzeitliche Anschauung gewähren, das Selkethal im Harz, mit seinen Felstrümmern und Geröllböschungen, das Donauthal an manchen Stellen zwischen Passau und Linz, einige Seitenthäler der Saar, wo sie die Grauwacke durchbricht, mögen als letzte Beispiele solch vorweltlicher Unwegsamkeit übrig sein, mit welcher das Rheinthaleinst im grössten Theil der bezeichneten Länge abschrecken musste.

Nur an einer Stelle in Mitten der ganzen Erstreckung erweitert es sich auf beiden Ufern zu einem runden Kessel: zwischen Coblenz und Andernach. Hier bietet es den Hochlanden, die es trennt, vier geneigte Bahnen, die sanft zum Ufer hinableiten. Von Süden senkt sich hier der Hundsrücken über das Tafelgelände der Carthaus zum Zusammenfluss von Rhein und Mosel; von Westen flacht sich die Eifel durch das Maifeld und die Pelenz in Meilenbreite zum Rheinthale ab. Gegen Nor-

den führt eine sanfte Berglehne über Heddesdorf und Rockersfeld zu den Höhen, welche das Rheinufer bis zum Siebengebirge begleiten; und endlich wird der im Osten liegende Westerwald auf einer eben so sanften Rampe über Heddesdorf, Niederbiber, Melzbach, Rengsdorf nach Altenkirchen hin erstiegen.

Keine andere Nebenstrasse führt aus dem Rheinthale, und selbst diese nach Norden, Osten und Süden gerichteten Strassen führen über Gelände, das von beiden Seiten durch Thalschluchten auf eine sehr geringe Breite eingengt ist; die nördliche zwischen Rockersfeld und dem Försterhof durch die Nonnenbach, welche zur Wied, und die Rheinbrohler Bach, welche zum Rhein fliesst; die östliche bei Rengsdorf durch Seitenthäler der Laubach und Wied — und des Mairans-thals — und die südliche bei Waldesch durch die Mühlbach von Rense und das Conderthal, das gegenüber Winnigen in die Mosel mündet. Und da auch die Kesselränder selbst sehr steil, und die sie durchbrechenden Seitenthäler ganz unwegsam, so war die Ebene, zu welcher das rechte Rheinufer zwischen Bendorf und Neuwied sich verbreitert, eben so leicht militärisch abzusperren, wie zu benutzen um nord- und ostwärts vorzudringen. Es bildet hierdurch in der natürlichen Schranke, die sich vom Main bis zur Siegmündung erstreckt, einen Vorhof zu der einzigen Pforte für den friedlichen und den kriegerischen Verkehr der Völker des Ostens und des Westens. In ihm liegt zugleich der Uferwechsel für den alten Verkehrsweg, der von Süden her auf der Wasserscheide zwischen Mosel und Rhein als Klingelstrasse herauf zieht, den Rhein unterhalb Coblenz überschreitet und als Rennweg sich zwischen Rhein und Wied nordwärts fortsetzt.

In diesen Verhältnissen liegt die hohe Wichtigkeit des Neuwieder Beckens; sie wurde von jeher durch Kriegsoperationen und Befestigungsanlagen benutzt und beurkundet, indem sie jene strategisch herbeigeführt und diese taktisch durch günstige Terraingestaltung erleichtert hat.

Wenn auch durch die Strassenanlagen der Römer und durch die der neuern Zeit die Verkehrsverbindungen grosse Aenderungen erfahren haben, so reichen diese doch nicht aus, das Grundgepräge eines Landes so zu verwandeln, dass diess nicht fortfahren sollte, feindliche Massenkkräfte zu scheiden, weil was die Kunst geschaffen ihr leicht ist auch wieder aufzuheben; und je mehr Mühe die Anlage einer Strasse gemacht, desto geringer ist die Mühe sie wieder zu zerstören und zu verwehren. Es wird uns daher nicht schwer auch unter den neuern Gravirungen das alte Gepräge des Geländes immer noch zu erkennen.

Die Römerstrasse von Trier nach dem Neuwieder Becken vereinigt sich bei Mayen mit der von Lüttich herüberkommenden und fällt in die von den Römern längs dem linken Rheinufer von Mainz nach Cöln erbaute Heerstrasse. Diese wie der Leinpfad waren, wenn auch zeitweise vernachlässigt, bis in unsere Tage die einzige ununterbrochene Verbindung längs des Rheins und zwar des linken Ufers, um so durch den Strom gegen die Ueberfälle der Germanen gesichert zu sein.

Vom Thal Ehrenbreitstein gegenüber Coblenz führte noch zu Anfang dieses Jahrhunderts kein Weg, kaum ein Pfad über die Gerölle des Ufers nach Valendar hinab; um dahin zu gelangen musste man einem Seitenthal folgen, bei Niederberg den Rücken des Elling überschreiten und in das Malendarer Thal hinabsteigen, um so wieder das Rheinthal zu erreichen. Kaum älter ist die Strasse längs des Rheins von Vallendar nach Bendorf und die von Irlich bei Neuwied nach Leutesdorf.

Die frühere Unzugänglichkeit der in das Neuwieder Becken mündenden Seitenthäler erhellt am besten daraus, dass noch vor 50 Jahren die Müller und die Nagelschmiede aus dem Sayn- und Isenburger Thal mit ihren Eseln nicht dem Thal folgen konnten, sondern die steilen Pfade über die Höhe einschlagen mussten, um ihre Kunden in den Dörfern der Rheinebene zu versorgen. Aehnliche Verhältnisse haben in den Thälern der Brex und Aubach im Mairan- und Laubachthal bestanden und bestehen grossen Theils noch.

Diese natürlichen Hindernisse mussten die Ubische Bevölkerung von der des Hinterlandes trennen; während jene auf dem spärlichen Ufersaum der rechten Rheinseite entlang wohnten, mit gallischen — oberitalischen und etruskischen — Kaufleuten so wie unter sich durch Schifffahrt — und Flossfahrt — in Verkehr stand, und an Reichthum und Gesittung zunahm — waren ihre germanischen Nachbarn arm und roh geblieben. Diesen Gegensatz erkennen wir überall, wo Caesar von beiden spricht. — Die Ubier fallen über die nach der Niederlage des Ariovist versprengten Sueven her (I 54), an die sie gränzen und von denen sie sich durch Cultur vortheilhaft auszeichnen (IV 3). Ihr Land war einst grösser, das heisst ihre Herrschaft erstreckte sich einst weiter landeinwärts, ehe die Sueven sie zurückgedrängt hatten. Das einst besessene streitige, und nach Suevenart vielleicht wüst liegende Land mogte Caesar meinen, als er (IV 8) den Usipetern und Tenkteren Land im Ubischen Gebiete anbot. Er würde dadurch seinen Freunden, den Ubier, nichts genommen, und Feinde ihrer Feinde — die Usipeter

und Tenkterer gegen die Sueven — zwischen diese und sie gesetzt haben. — Schutz bedurften die Ubier jedenfalls (II 16, VI 9), schon weil sie darum gebeten hatten und ihre Kundschafter grosse Dienste leisteten (IV 16. 19. VI 9. 10. 29). Dann auch deshalb, weil die Römer dasselbe Interesse wie sie hatten, die raubsüchtigen Germanen vom Rhein abzuhalten, und weil die Ubier, wenn sie mit diesen gemeinschaftliche Sache gemacht hätten, durch ihren Besitz an Schiffen dem gallischen Gränzlande sehr gefährlich hätten werden können.

Die Ubier waren im Besitz zahlreicher Oppida (VI 10), in welche sie ihre bewegliche Habe bergen konnten, und durch welche sie die Pässe besetzt hielten, durch welche der Rhein vom Suevengebiete aus etwa zugänglich war. Aus ihnen thürmte sich später manche Burg auf und erblühte manch ummauertes Rheinstädtchen, wenn auch manche Umwallungen und Umhängungen aus Stein und Erde und Verhauen, welche damals die Bergkämme und Kuppen krönten, oder im Wald Dunkel versteckt lagen, seitdem durch Land- und Wegebau eingeebnet worden sind.

Ob wirklich die auf dem linken Ufer wohnende Bevölkerung alle den Trevirern zuzuzählen, und nur die auf dem rechten Ufer Ansässigen sich als Ubier von ihren Nachbarn unabhängig erhalten hatten, kann nicht untersucht werden, genug dass Caesar (VI 9 und 29) das westliche Ufer als das Trierische in Gegensatz stellt mit dem östlichen Ubischen, und dass an der Stelle, welche nach unserer Meinung Caesar am angeführten Ort bezeichnen will, in der Gegend zwischen Coblenz und Andernach ein sanft abfallendes linkes Ufergelände den mächtigen Trevirern wirklich offen stand, was längs der schroffen Uferwände zwischen Bingen und Coblenz und zwischen Andernach und der Vinxtbach nirgend der Fall war.

Durch diese Bodengestaltung war der Verkehr zwischen den Trevirern und Sueven hierher gewiesen und, gewissermassen über den Köpfen der Ubier weg, von der Natur eingeleitet und erleichtet; in ihr lag der Hauptgrund weshalb Caesar bis hier herauf marschiren, hier diese Verbindung trennen und hier über den Rhein gehen musste.

Caesar sagt uns, wie er zwei Jahre nach seinem ersten Rheinübergang bei Xanten sich veranlasst gesehen, die Menapier im Clever- und Gelderland zu züchtigen, und um sie von jeder Unterstützung der dem Verderben geweihten Eburonen abzuschrecken, ihre Höfe und Ortschaften niederzubrennen, sie und ihr Vieh auszuführen; dass er ferner zu ihrer Ueberwachung — und zur Ueberwachung der jenseitigen Germanen —

den Commius mit Reiterei in ihrem Lande — etwa in den Castra Vetera des Fürstenberges bei Xanten — zurückgelassen habe. Dies Corps erfüllte zugleich den Zweck, auf alle Fälle, auch wenn Caesars weitere Expedition ungünstig verlaufen sollte, ihm den Rückmarsch rheinabwärts und maasaufwärts zu sichern.

Caesars Zweck war, die Eburonen, um sie desto vollständiger zu vernichten, von ihren Nachbarn zu isoliren, ihnen die Zuflucht zu den rechtsrheinischen Germanen zu versperren und dann die Trevirer, die einen Aufstand vorbereiteten, von den Germanen, die denselben unterstützen wollten, zu trennen.

Er marschirte daher, nachdem er auf bekannten Wegen die Maas herabgegangen war, gegenüber dem Gebiete der Ubier, die sich nicht bei den Suebisch-Trierischen Machinationen betheilig hatten, den Rhein hinauf.

Der Weg, den er aus dem Menapierland heraufziehend einhielt, kann nur von Bonn an zweifelhaft sein, da von Rolandseck bis Remagen und von der Vinxtbach bis Andernach die Felsen so nah an den Strom treten, dass man hier eine alte vorcäsarische Strasse längs dem Ufer nicht vermuthen, noch viel weniger einem etwaigen Uferpfad die Sicherheit gegen Flankenüberfälle zugestehen kann, welche eine marschirende Truppe in feindlichem Lande bedarf. Wir müssen daher wenigstens die Möglichkeit, wie jene Defileen umgangen werden konnten, nachweisen. Eine solche besteht ohne weitere Schwierigkeit — als die auch im anderen Fall nothwendige Ueberschreitung der Ahr und Nette — in der Richtung Bonn, Meckenheim, Hemmessen mit einem Uebergang über die Ahr und jenseits derselben auf dem Bergrücken nach Ramersbach, Schellborn, Engeln, Bell, Mayen, von wo offenes Gelände und alte Wege das römische Heer zum Rheinthal nach Andernach, Weisenthurm, Engers und Coblenz führen konnten.

Durch seinen Marsch rheinaufwärts schob sich Caesar wie ein Keil zwischen die Trevirer und die Sueven. Er that dies wie es sein Zweck verlangte, indem er möglichst weit hinauf der Grenzlinie zwischen diesen Völkern folgte und deren beste, wenn nicht einzige Verkehrsstrasse im Neuwieder Becken unterbrach.

Wollte er, wie es nothwendig war, sich in Besitz beider Ufer setzen, und diess durch einen Brückenübergang thun, der wie er sagt vom Trierischen zum Ubischen Ufer führte — und ist es so wahr als wahrscheinlich, dass das Trierische Gebiet nordwärts nur bis zur Vinxtbach bei Burg Rheineck ging — so giebt es keine andere für den Brückenschlag geeignete und mögliche Stelle ausser dem Neuwieder

Becken. Nur hier war die Brücke nicht von unmittelbar davor aufsteigenden Bergen überhöht und bedroht, nur von hier aus führte eine Strasse zu den Sueven hinauf.

Der Kaiser, welcher das Trierische Gebiet bis Cöln gehen und hier an das Eburonische gränzen lässt, nimmt Bonn für beide Rheinübergänge an. Wir halten die Voraussetzungen und die Folgerungen nicht für richtig. — Die Gründe, weshalb wir mit andern annehmen, dass die Vinxtbach die nördliche Grenze des Trierischen Gebiets gewesen sei, wiederholen wir hier nicht, sie sind jedem Freund rheinischer Alterthümer bekannt.

Nur im Neuwieder Becken hat die reiche rheinische Kriegsgeschichte Brückenübergänge wiederholt verzeichnet; und so auch ihrerseits Caesars Unternehmen fort und fort ihre Anerkennung gezollt. Im Jahr 1620 überschritt Spinola und im Jahr 1637 Johann von Werth den Rhein bei Engers; so wie 1672 Turenne denselben bei Neuwied; hier schlugen auch die Franzosen in den Jahren 1793 bis 1797 zu wiederholten Malen ihre Kriegsbrücken. Damals gingen auch die Oesterreicher bei Vallendar und, was allerdings nur in strategischem Sinn hierher bezogen werden kann, 1813 St. Priest mit den Russen oberhalb Coblenz über den Rhein.

Nur in dieser fruchtbaren, rings von Waldgebirg umgebenen Oase war es möglich, für den Unterhalt einer ohne Tross marschirenden Armee von etwa 20,000 Mann (VI 5, fünf Legionen und die Reiterei) das erforderliche Getreide zu beschaffen und nur bei ihrer Umschlossenheit und den leicht zu kuppirenden — wohl schon von den Ubiern gesperrten Defileen — konnte der Fouragierungsbezirk gesichert und durch die Beziehung eines so wohl gelegenen Lagers wie das von Niederbiber gegen jeden Ueberfall geschützt werden, wie wir diess weiter unten nachzuweisen hoffen.

Auch das linke Ufer, von keinen Bergen überhöht und auf weite Ferne übersichtlich, konnte durch Befestigungen, welche allerdings nicht auf die Sperrung von Defileen sich beschränken, sondern in ausgedehnten Anlagen (*magnis munitionibus* VI 29) bestehen mussten, gesichert werden.

Um nun die engere Stelle aufzusuchen, bei welcher sich die meisten Bedingungen vereinigen, um Caesars Brückenschlag hier wahrscheinlich zu machen, müssen wir einen Blick auf den Strom, seine Krümmungen, Inseln und Ufer werfen, und besonders auch die Stellen betrachten, denen die Kriegsgeschichte der letzten Jahrhunderte ihre

Sanktion gab, so wie diejenigen, welche frühere Forscher, insbesondere der General v. Goeler in seinem trefflichen Werk über Caesars Feldzüge in Gallien als geeignet in Vorschlag brachten.

Der Rhein war zur Zeit als die Römer ihn kennen lernten kleiner als jetzt; — durch die wenig gelichteten Wälder, die sein Stromgebiet bedeckten, wurde dem Boden weniger Niederschlagswasser zugeführt und mehr entzogen und zur Verdunstung gebracht. Die Wässer, welche von Regen und Schneeschmelzen ihm zuliefen, waren durch die niedere Vegetation, welche alles bedeckte, mehr gehemmt, als diess die Cultur der Gegenwart, welche überall bemüht ist, sich des Wassers rasch zu entledigen, vermag. Im Winter froren die Bäche und Nebenflüsse nicht so leicht zu, weil die Wälder, zwar den Sommer weniger warm, den Winter aber weniger kalt werden liessen und alle jene kleinen Wasserläufe deckten und warm hielten, welche jetzt blank hinfiessen und durch tausend Mühlräder gepeitscht werden. Der Winter speicherte daher nicht grosse Wassermassen auf, die das Frühjahr entfesseln konnte, wie jetzt. Daher war der Wasserstand des Rheins kleiner und stetiger, der Unterschied zwischen seinem niedrigsten und höchsten Wasserstand war daher geringer als jetzt und die Gefahren, die der Caesarischen Brücke durch Hochwasser und dem stehenbleibenden Theil derselben etwa durch Eis drohten, waren daher weit geringer, als sie heute zu Tag sein würden.

Zwischen Coblenz und Andernach scheidet der Rhein in Sförmiger Krümmung die beiden in ihrer Höhe und Bodenbeschaffenheit gleichen Hälften der Thalebene. Sein Bett ist an der Moselmündung bis schräg hinüber zum rechten Ufer steinig und selbst felsig und behält diese Beschaffenheit längs dieser Seite bis auf 3000 Schritt unterhalb Vallendar, wo ein Kiesbett beginnt. Weiter abwärts zeigen sich die Felsen im Wasser erst wieder bei Weissenthurm und dann von der Wiedmündung abwärts in grosser Häufigkeit und Masse.

Der Hauptstrom fliesst von der Moselmündung bis zum Thürmer Werth bei Weissenthurm felsfrei in Kies gebettet. Dieser Kies, bis auf den Felsen hinabreichend, trägt, wie am abbrüchigen Ufer sichtbar ist, über dem Stand des gewöhnlichen Hochwassers eine 10 bis 15 Fuss mächtige Lehmschichte, und über dieser hat sich, wie über alle Thäler und Berge des Umkreises, eine 2 bis 15 Fuss mächtige Schichte von Bimssteinsand niedergeschlagen, die in der Thalebene von einer 2 und mehr Fuss dicken Lage Ackerboden überdeckt ist.

Diese Bodenbeschaffenheit ist die Ursache, weshalb der Strom seine

Ufer leicht anfrisst, und sein Bett in frühern Zeiten öfters gewechselt und Flussarme gebildet hat.

In dem Stromlauf von Coblenz bis Andernach liegen vier Inseln, das Niederwerth, das Graswerth, das Urmitzer- und das Thürmer-Werth, und vor wenigen Jahren bestanden bei Engers noch zwei meist trocken gelegene Sandbänke, die Herstatt und der Engerser Grund genannt, welche seitdem durch die Flusscorrecturen verschwunden sind.

Bei Hochwasser von 20 Fuss am Pegel, ungefähr 10 Fuss über dem gewöhnlichen Wasserstand, wie es z. B. im Jahr 1861 stattfand, entstehen bei Engers zwei Flussarme, welche in alten Zeiten eine grössere Bedeutung gehabt haben müssen, da sie sich bei jedem Hochwasser mehr verlanden, also früher tiefer waren. Der eine, der sich den Flurnamen »im Thal« und »am Weidenborn« bewahrt hat, tritt unterhalb Kesselheim über das linke Ufer, folgt einem mehr oder minder steilen Rande und verbindet sich am Kreuzgraben zwischen Kalt-Engers und Urmitz wieder mit dem Hauptstrom.

Der andere Flussarm tritt oder trat, ehe ein seitdem angelegter Damm ihn sperrte, unter Engers über das rechte Ufer, umfloss unter dem Namen die Schlöth das inselartige Reilerfeld und ergoss sich theils in die östlichen vom Rhein entferntesten Strassen von Neuwied, theils links gewandt dicht oberhalb dieser Stadt in den Rhein. Das Reiler Feld hat uns den Namen eines Dorfes Reil erhalten, dessen letztes Haus 1680 eingegangen ist, von dessen Alterthum aber römische Ziegel und Quader, die man hier fand, und ein Ziehbrunnen, der sich noch erhalten hat, Zeugniß giebt.

Längs des hier beschriebenen Stromlaufes zwischen Coblenz und Andernach können sechs Stellen als Uebergangspunkte zur Sprache kommen, theils wegen ihrer mehr oder minder günstigen Terraingestaltung, theils weil sie wirklich als solche benutzt worden, oder weil sie von frühern Forschern, namentlich auch von General v. Goeler, als geeignet bezeichnet worden sind.

Diese Punkte sind Kesselheim, Engers, Urmitz, am guten Mann, Weissenthurm und an der Nett.

1. Kesselheim. Goeler glaubt in Kesselheim den Punkt gefunden zu haben, an welchem Caesar seinen zweiten Rheinübergang gegen die Sueven unternommen habe. Im Jahr 1836 und 1861 haben die Preussischen Pionire — darunter auch einmal der Schreiber dieses — hier Pontonbrücken geschlagen, dieselben sollten jedoch keineswegs das

Bild einer strategischen Absicht geben, sondern nur zur Bequemlichkeit der auf dem rechten Ufer kantonirenden Truppen zu ihrer Concentrirung auf dem Exerzirplatz und im Lager bei Urmitz und nächst dem zur Uebung der technischen Truppen selbst dienen.

Sowohl die beiden Stromufer als die beiden Inseln, das Nieder- und das Gras-Werth, liegen über dem Hochwasser und gestatten direkte, nicht zu steile, Communicationen auf die Brücke. Die beiden Inseln sind eben und zu Weganlage geeignet, mag man nun wie im Jahr 1836, nachdem der linke Rheinarm bei Kesselheim überschritten worden, einem Colonnenweg auf dem Niederwerth bis zu dem gleichnamigen Dorf folgen und hier den rechten Arm nach Vallendar überbrücken; oder, wie Goeler will, den mittlern Rheinarm zum Graswerth überschreiten und in gleicher Weise auf dem kürzesten Weg das rechte Ufer zwischen Vallendar und Engers zu erreichen suchen, immer wird man, wenn die Verhältnisse den Caesarischen Angaben unterlegt werden sollen, auf folgende Schwierigkeiten stossen.

Der von Vallendar längs dem Ufer des Rheins abwärts führende Weg ist neuern Ursprungs, die Felsen gegenüber dem Graswerth traten noch im vorigen Jahrhundert bis an den Rhein und nöthigten das Ufer zu verlassen und die Höhe von Weitersburg mittels eines alten Hohlweges zu ersteigen und von hier durch ein Thälchen westlich diesem Ort erst wieder in die Richtung der Strasse zu fallen, auf welcher man auch jetzt Bendorf erreicht.

Wenn die Theilung des Stroms durch die beiden Inseln auch etwa den Brückenschlag erleichterte, so erschwerte sie, zumal wenn letztere wie jetzt nur an ihren Rändern mit Weiden und anderem Gehölz bewachsen waren, um so mehr die Bewachung. Diese war aber hier desto schwieriger, als eines Theils vor ihnen zwei gewundene, nicht ganz ungangbare Thäler mündeten, aus denen feindliche Ueberfälle leicht ausführbar waren, und andern Theils dem Brückenausgang so steile Höhen unmittelbar gegenüberliegen, dass man von da fast mit Steinen in den Rhein und auf die Brücke werfen kann. Es ist aber anzunehmen, dass Caesar den Ort für seinen Brückenausgang wenigstens nach keinen schlechtern Grundsätzen wählte, wie für seine Lager; mit freier Aussicht vorwärts, also gewiss nicht am Fuss einer steilen Höhe, die er nicht übersehen, die aber der Feind besetzen, oder von weiter rückwärts liegenden Höhen aus ihm leicht entreissen konnte.

Für Befestigungen, welche gegen die Trierer zu richten waren, hat Kesselheim allerdings keine ungünstige Lage, da es auf einem hohen

Ufer liegt, welches nach dem Binnenland sanft abfällt, ja durch eine alte Flussabzweigung, welche durch die Fluren im Weidenthal, im Ländchen und im Adder ziehend das Dorf theilt, eine natürliche Befestigung hatte. Diese Lage ist zu einem Castell ganz geeignet und der Name des Orts Kesselheim hat gleichfalls einen Anklang, der bei Ansiedlungen, die aus römischen Castellen hervorgegangen sind, auch anderwärts gefunden wird. Wir halten daher, wenn uns auch keine römische Antikaglien von Kesselheim bekannt geworden sind, es doch für möglich, dass hier eine römische und selbst befestigte Niederlassung bestanden, wegen der Beschaffenheit des jenseitigen Ufers aber halten wir es für unmöglich, dass Caesar hier seine Brücke geschlagen habe.

2. Engers wurde, wenn wir nicht irren, früher als irgend ein anderer Punkt am Mittelrhein mit der Ehre bedacht, von Caesar zu seinem Rheinübergang benutzt worden zu sein, indem der Freiherr Johann Philipp von Reifenberg schon 1684 in seinen *Antiquitates Seynenses* einen oberhalb Cunostein-Engers am rechten Rheinufer liegenden Mauerrest (Fig. 2) als zu jener Brücke gehörig darstellt.

Er sagt 1720 in seinen *Notis et additionibus ad Broweri et Masenii Annales Trevirenses*: *Pontes per quos C. I. Caesar Rhenum transit non Bonnae neque iuxta Coloniam Agrippinam, ut cum allegato manuscripto sensit P. Masenius, sed paulo infra Confluentes, ut scripsit Browerus Annal. I 94 et quidem prope oppidum Cunostein-Engers alterum, primum autem infra praedictam Coloniam Muhlheimii fuisse his, quae olim in antiquitatibus Seynensibus annotavi et hic repeto, probari satis arbitror, quae enim ducentis decem et octo, et ducentis septuaginta tribus circiter passibus supra oppidum Cunostein-Engers in abrupta et altiore ripa duplicis centum quinquaginta pedibus inter se distantis, sexque fere pedes lati nec non a summa ripa ad plura maximi ponderis in ipsa Rheni crepidine non modo inter utriusque descendens muri rudera sed per passus septuaginta duos supra et infra eadem iacentis saxa continuati muri cernuntur reliquiae, et qua in vertice ripae medio inter utrumque murum spatio interque vites exsurgunt rudera, quae das Heydenmäuerchen vulgus appellat. Pontis per quem altera vice Rhenum Iulius Caesar transit, credo esse reliquias, quarum formam ut ex pictura et verbis clarius capias orthographiam exhibeo, praeter quam vero quod quicquid illius structurae post tot etiamnum secula superest pontis principium non inepto refert tanto eum argumentorum pondere hic stabiliam, ut alio deducendi vix spes remaneat; cum enim C. I. ex Menapiis in Treviros veniens tum. p. p.*

Die hier beigelegte aus der Reifenbergischen Handschrift copirte Skizze (Fig. 2) verdanken wir der vielbewährten Gefälligkeit des Herrn Archivrath L. Eltester in Coblenz.

Honthelm sagt in seinem Prodrömus in Bezug auf diese Ueberreste:

Huius pontis rudera in editiore ripa paulo supra oppidum Cuno-stein-Engers inuenit, delinavit et in Antiquitatibus Seynensibus manuscriptis cap. 2 descripsit Ioh. Phil. Baron a Reifenberg. Ipse ego ea cum Georgio Barone de Spangenberg I. Caes. Maj. Consiliario et Electoris Trevirensis Ministerio Status viro antiquitatum amante et intelligente anno 1744 examinavi, nec dubitavimus ambo in Reifenbergii sententiam ire.

So war das Heidenmüerchen als Ueberrest einer Caesarischen Brücke in die Litteratur eingeführt; das Interesse, welches der Staatskanzler Fürst Hardenberg, der im Sommer 1818 in Engers residirte — geführt von Dr. Dorow — an demselben nahm, bewirkte ihre weitere Ausgrabung. Der Hauptmann Hoffmann, welcher schon früher unter der Fürstin von Neuwied das Castell bei Niederbiber ausgegraben hatte, betrieb auch diese — beide leider ohne genügende Aufnahmen und Fundberichte. — Im Jahr 1823 wurde die Ruine von Hundshagen aufgenommen und von Dorow in seinen Römischen Alterthümern in und um Neuwied 1826 publizirt, und wenn auch nicht als Brückenwiderlager doch als römischer Brückenkopf erklärt. Das Wirthshaus zur Römerbrücke in Engers, das seitdem entstanden, trägt das Seinige bei, das Axiom der Römerbrücke bei Kriegsschülern, Touristen und Landvolk zu popularisiren.

Wir haben oben gesagt, dass bei Hochwasser sich unterhalb Kesselheim ein linker Seitenarm des Rheins abzweigt und durch sein Bett eine Insel abtrennt, auf welcher, umgeben von Gärten und Feldern, die beiden Dörfer Sebastian-Engers und Kalt-Engers liegen. Die Insel selbst ist als eine alte Alluvion — als ein Schuttkegel der Seynbach anzusehen, welchem einst der Rhein auswich, indem er ganz in jenen linken Arm floss, bis er die Schuttablagerung durchbrach, vom rechten Ufer abtrennte und so zur Insel machte.

Wird der Engersgau, welcher vom Rhein, der Lahn, dem Westerwald und der Wied begränzt wurde und 790 als Angris gouw vorkommt nach Ledebur (Das Land und Volk der Brukerer p. 168) und mit J. Becker (zur Geschichte der Römerstätte bei Niederbiber in den Verhandlungen des Nassau'schen Alterthumsvereins) angesehen als das Gebiet, welches die Tenkterer — die Engterer — etwa seit der Ver-

setzung der Ubier auf das linke Rheinufer inne hatten — indem Agrippa das that, was Caesar jenen angeboten hatte — so entspricht der oben bezeichnete linke Rheinarm gleichfalls ihrer engern Landesgränze und weist die beiden Dörfer Sebastians- und Kalt-Engers dem rechten Ufer zu. — Terrain und Dorfnamen machen es wahrscheinlich, dass zur Zeit von Caesar, und auch noch später, als die Tenkterer bereits hierher versetzt waren und jene Dörfer gegründet hatten, der Rhein ganz in jenem mehrerwähnten linken Arm und gar nicht an dem Heidenmäuerchen vorüber floss.

Wir lassen das einstweilen dahingestellt und verfolgen vorerst noch das, was sich für den Rheinübergang bei Engers anführen lässt.

Wenn das Hochwasser zu fallen beginnt, so treten zwischen den bleibenden Wasserlachen des linken Arms die Communicationen mit dem linksseitigen Festland allmählig hervor, indem erst die nach Mühlheim, dann die nach Kesselheim und nach Urmitz und zuletzt die nach Rübenach führende wieder auftaucht. Wäre dies Verhältniss in alten Zeiten ein ähnliches gewesen, so könnte man über jene Wege zwischen den Wasserlachen auf die Insel gelangen, oder im Besitz derselben die Wege durch Verschanzungen sperren und nach Umständen verwehren oder benutzen. Es würde hierdurch ein Kreis von 4 oder 5 befestigten Werken entstanden sein, welcher sehr wohl mit magnis munitionibus zu bezeichnen gewesen wäre und die auf der Insel zusammengebrachten Vorräthe, sowie eine von ihr nach dem rechten Ufer geschlagene Brücke — gegen einen von Westen drohenden Feind — gegen die Trevirer — ganz vortrefflich gesichert hätte. Die Position von Engers würde auf der linken Rheinseite mit verhältnissmässig geringer Arbeit alles erfüllen, was wir von einem Brückenkopf verlangen. Solche Befestigungen auf dem Terrain nachzuweisen ist jedoch nicht gelungen.

An zwei Ausgängen siedelten sich Dörfer an, unter welchen alle passagäre Befestigungen, wie sie Caesar anlegen mochte, alsbald verschwinden mussten. Nur der Name Kesselheim und der eines Platzes am alten Schloss in Urmitz, wo man vor Jahren Trassquader ausgrub, könnten als Ueberlieferungen alter Befestigungen gedeutet werden.

Da wo der Weg nach Mühlheim den alten Rheinarm überschreitet und den linken hohen Rand erreicht hat, in den Fluren Baumschul und Fuchskaul, sind zwar römische Ziegel und Mauerwerke ausgegraben worden, dass diese aber die Stelle einer Befestigung bezeichneten, kann nicht behauptet werden, da sich allenthalben in der Gegend dergleichen römische Bauüberreste finden.

Das Dorf Kaltengers dehnt sich erst seit wenigen Jahren südwärts auf den höchsten Punkt der Insel aus, man ist beim Bau 100 Schritt westlich dem Schulhaus auf Gräber, wie gesagt wird, ohne Beigabe gestossen. Seine Häuser bildeten früher nur eine einseitige Strasse längs des Rheins, während sie südlich durch Hintergebäude und Gartenzäune abgeschlossen waren. Durch die Gärten zieht eine seichte Vertiefung, welche einst als Graben den Ort umschlossen haben mag.

Zwei Hauptwege durchschneiden den Ort in der Richtung nach dem Rhein, der eine von Mühlheim kommend am untern Ende, der andere fast in gerader Linie von Rübenach, wo er von der Römerstrasse abzweigt. Er geht durch die Bubenheimer Hecken den Abhang hinab, welcher mit zahlreichen römischen Ansiedlungen besetzt ist, durchschneidet unter dem Namen junge Strasse, am Wirthshaus zum grünen Jäger und an einer fränkischen Begräbnisstelle vorüber gehend, die Ebene, liess einen jetzt verschwundenen Wald an der Soll rechts liegen, überschreitet den Rheinarm an der Fuchskaul und tritt am obern Ende von Kaltengers als Hohlweg an den Rhein, östlich neben sich eine Stelle — am Leutskirchhof — lassend. Seiner Mündung gegenüber lagen hier im Rhein die bereits oben genannten Inseln oder Kiesbänke, die Herstatt und der Engerser Grund, und jenseits auf dem hohen Ufer jenes alte Mauerwerk am Heidenmäuerchen, welches der Behauptung, dass hier die Caesarsche Brücke gestanden, als Anhalt gedient hat.

Die Figuren 3, 4 und 5 stellen das Bauwerk in seinem Grund- und Aufriss nach den von uns im Jahr 1862 unternommenen Ausgrabungen dar. Es bildet nämlich anscheinend den Rest einer viereckigen Mauerumschliessung, deren Südseite durch den Rhein weggerissen, während die Nordseite mit zwei runden Eckthürmchen und einem in deren Mitte nach Aussen und Innen vortretenden Hauptthurm theils in den 10—12 Fuss hohen Mauern, theils in den Fundamenten erhalten ist.

Der Hauptthurm ist ein ungenaues Rechteck, dessen Nordseite 22 Fuss vor die Hofmauer nach Aussen vorspringt und 69' 5" lang ist, während seine Südseite eben so weit nach dem Innern des Hofes eintretend nur 67' 5" Länge hat und aus ihr nicht ganz bündig mit den Ost- und Westseiten zwei Pfeiler von 6 $\frac{1}{2}$ ' und 7 $\frac{1}{2}$ ' Dicke um 10' resp. 11 $\frac{1}{2}$ ' rheinwärts vorspringen lässt. Zwischen ihnen befindet sich die Thüröffnung. Die West- und Ostseite, in welche die Hofmauer rechtwinklig einbindet, sind 47' 7" und 46' 2" lang, ihre Stärke beträgt 9' 1" bis 9' 4", während die nördliche und südliche Mauer nur 8 $\frac{1}{2}$ ' bis 8 $\frac{3}{4}$ ' Stärke hat. Der innere Raum des Thurms kann somit

zu 50 à 30 Fuss angenommen werden. Die Bekleidung der nach dem Rhein geöffneten Thür ist zwar ausgebrochen, doch liegt noch ein Stück Schwelle aus Mendiger Stein in derselben, welche solche Spuren trägt, dass man, die Thür genau in der Mitte des Thurms vorausgesetzt, ihre lichte Weite auf 5' berechnen kann.

Die Hofmauer, die sich zu beiden Seiten dem Hauptthurm anschliesst, erstreckt sich ostwärts 40', westwärts $41\frac{1}{4}'$, so dass die Nordseite des Hofes, einschliesslich des Thurms, eine Länge von $150' 8''$ hat. Auf den Ecken der Hofmauer treten runde volle Thürmchen vor, deren Mittelpunkt, die Ecke selbst, und deren Radien $4' 10''$ lang sind. Von hier aus laufen die beiden Aeste, die östliche und die westliche Hofmauer, dem Rhein zu, jedoch nicht ganz parallel, sondern so divergirend, dass sie 60' rheinwärts bereits $152' 3''$ Abstand von Aussenseite zu Aussenseite haben. Durch den Uferabbruch ist die östliche Hofmauer nur mehr 83', die westliche nur mehr 53' lang. Sie besteht aus einer Schildmauer von $2\frac{1}{2}'$ Stärke und Pfeilern welche $2\frac{3}{4}'$ hofwärts vortreten und 3' breit in lichten Abständen von durchschnittlich $10\frac{1}{4}'$ Fuss längs der Mauer vertheilt sind. Wir haben offenbar den Unterbau einer Bogenmauer vor uns.

Wenn der Leinpfad auf + 11' über dem Rheinspiegel liegt — und wir auf diesen alle Höhenmaasse beziehen, so ist das Terrain in den Feldern hinter der Ruine auf + 45', neben derselben auf + 37' und der hohe Uferrand auf + 33' gelegen. Diesen Höhen nicht entsprechend sind die Fundamenttiefen. Während das nordöstliche Eckthürmchen auf + 37' (10 Zoll tief in den gewachsenen Bimssteinsand und kaum 20 Zoll unter der Ackeroberfläche) fundamentirt ist, liegt das andere Ende der Hofmauer am Leinpfad auf + 21' 9'', also 11' 3' unter der Erdoberfläche und lässt schliessen, dass diese einst hinter der Ruine höher, nach dem Rheinufer aber flacher war. Auch die Erdschichten lassen diess vermuthen, da die gewachsene Bimssteinsandschichte, welche sich überall im Feld hinter der Ruine zeigt, am Rheinufer verschwunden und durch Brandschutt, Löss und Kies ersetzt ist.

Die Fundamente des Hauptthurms sind zwar in den festen Kiesboden eingesenkt, nicht aber ohne weiteres auf ihn gesetzt, sondern man hat auf der Sohle der Fundamentgrube und in deren Längerrichtung 6 Stück 5 bis 8 Zoll starke Rundhölzer gesteckt, auf welche und zwischen welche man die Steine in vollem kiesreichen Mörtel theils gesteckt, theils liegend vermauert hat. Man bewirkte durch diesen Schwellrost zugleich eine gewisse Längenverankerung. Von Querschwellen waren

keine Spuren wahrzunehmen. An der Heidenmauer zu Wiesbaden, welche als ein frühmittelalterliches Werk angesehen wird, beobachtet man in dem schräg ansteigenden Fundament alle 3 bis 5 Fuss Querswellen, aus je zwei 6 bis 8 Zoll starken, dicht neben einander liegenden Rundhölzern bestehend. — Ob auf denselben auch Langschwellen liegen, wissen wir nicht anzugeben. In dem festen Lössboden ist hier so wenig wie dort eine Nothwendigkeit hierfür vorhanden gewesen. Ein eigener Umstand gestattete uns die Untersuchung des Fundaments des Heidenmäuerchen bei Engers und mag nun auch die nachstehenden Bemerkungen vergünstigen.

Es ist oft nicht leicht, vom gemeinen Mann das zu erfahren, was man eben wissen will, entweder kramt er eine erlernte Schulmeisterbildung aus und spricht wohl gar von Caesar und den Römern — so mag man getrost nach Hause gehen, mit einem solchen ist nichts anzufangen — oder er ist so bescheiden, dass er das, was er weiss, für zu unwichtig hält und meint, dass wir das unmöglich wissen wollten, was die alten Leute und die Leute unter sich sprechen, von diesen oder jenen Waldgräben, von altem formlosem Gemäuer, von Flurnamen und sonstigem. Hat man aber einmal einen Fadenanfang in die Hand bekommen, so kann man mit Vorsicht ihn weiter abwickeln. Man wird immer finden, dass der gemeine Mann seinen eigenen Gedankengang verfolgt, und verstummt, wenn wir ihn auf den unsrigen drängen wollen. Er muss z. B. erzählen dürfen, wie jener geheissen und wo er gewohnt hat, der, als er starb, in einen Nachen gelegt wurde, und dass man den Nachen herbeigetragen habe, um ihn über einen Flussarm, den das Hochwasser gebildet, zu fahren und auf den Kirchhof zu bringen; nur wenn er dies alles vor uns entwickeln darf, erfahren wir, dass hier ein Flussarm sich abgezweigt und wie er gelaufen — wir erfahren von einem andern Wassergraben, der jetzt eingepflügt ist, den der Kurfürst graben liess, um seine Jacht vom Rhein bis nach Schönbornslust zu bringen. — Nur ganz gelinde Fragen dürfen wir thun, wie einen Somnambulen müssen wir ihn behandeln, um die Bilder, die vor seinem Geist auftauchen nicht zu verwischen. Ein examen rigorosum führt uns zu nichts als zu Widersprüchen oder zu eingelerntem Zeug, das wir selbst besser wissen. Wer das Korn sammeln will, muss es mit der Spreu zusammensammeln und dann erst selbst trennen. Wenn man nicht zu hastig auf sein Ziel hindrängt, sondern geneigt ist, gelegentlich eine Blume am Weg mitzunehmen, wird man oft neben dem, was wir erfahren wollen, Dinge hören, die uns freuen und fördern und die wir nicht er-

wartet haben, Dinge, die dem Erzähler vielleicht nebensächlich, uns aber wichtig sind, und die wir nicht erführen, wenn wir ihn in der Erzählung dessen störten, was ihm die Hauptsache ist. Gut ist es, wenn man zwei Bauern vor sich hat, was dem einen zu geringfügig oder unwerth vorkommt, uns zu erzählen, das deutet er dem andern nur gleichsam fragend an, ob das erzählenswerth, und wir finden Gelegenheit Dinge zu hören, die ihnen geläufig sind, die aber selten in andere Kreise dringen; einige sanfte beiläufige Fragen dürfen wir dann schon wagen, ohne so leicht wie bei dem einzelnen den scheuen Vogel seiner Erinnerung zu verjagen.

Die Grossmutter ging immer an das Muttergotteskapellchen, das am Heidenmäuerchen unten am Rhein stand. Es war an den obern Mauerstummel angebaut. Der Rhein und der Wasserbau hat es seitdem weggerissen. Die Krippen haben das nicht verhindert. Welche Krippen? Drei Krippen waren noch aus kurfürstlichen Zeiten im Rhein, sie bestanden aus eingerammten Pfählen, und schweren gekreuzten Eichenbalken, mit schweren Steinen dazwischen und davor. Als der Wasserbau begann, haben wir sie mit schwerer Arbeit herausgeschafft. Sie seien, sagen die Leute, angelegt worden, weil der Rhein das Engerser Schloss unterspülen wollte. Die eine lag am grauen Thurm, die andere vor dem Schloss und die dritte hier oben am Heidenmäuerchen.

Die Gegend um das Heidenmäuerchen sei damals, noch leben alte Leute, deren Eltern es ihnen erzählt, nicht wie heute mit Gemüß und Obstbäumen besetzt, sondern Weinberg und ohne Leinpfad längs des Rheins gewesen, und es sei ausser der Zeit, wann man die Reben gräbt und schneidet und wann man herbstet, Niemand dahin gekommen, besonders aber habe man vermieden Samstags, nachdem es Mittag geläutet und wo es still wird in der Flur, dort vorüber zu gehen; denn es habe dann mit Steinen geworfen — die Heiden (die Zigeuner), die dort gehaust, haben dann ihren Sonntag gefeiert und jede Störung gerächt. Dagegen seien sie auch wieder gut gewesen: wenn einer im Ort, in Engers, seine Hochzeit gefeiert und mehr Gäste als Geschirr gehabt, so sei er ans Heidenmäuerchen gegangen und habe da nur hinabgerufen, was er noch nöthig hätte. Den andern Tag zur selben Stunde sei er wieder hingegangen, da habe alles auf dem Mäuerchen gestanden, Schüsseln, Bärchen und Löffel, was er verlangt hatte. Nach der Hochzeit habe er alles wieder dahin bringen müssen, vollzählig und sauber; und dabei habe er Niemand zu Gesicht bekommen. Die Heiden brachten das Geschirr aus ihren unterirdischen Gängen von

Fern her und man hat nie gewusst, wo sie waren, ob sie am Heidenmäuerchen, oder bei Rommersdorf oder bei Sayn oder bei Heimbach oder Weiss heraus kämen. Wer ihnen aber hätte folgen wollen, sei in den Gängen umgekommen; so hätten sie verstanden die Wetter schlecht zu machen. Auch uns warnte man noch davor, als wir bei unseren Nachgrabungen den unterirdischen Gängen nachforschten.

Fast dieselbe Sage geht auch in Westphalen und ist in den Beiträgen zur Stein- und Höhlenreise durch Westphalen erzählt: »Im Kirchspiel Velmede, Kreis Meschede, sind Höhlen, in denen menschliche Wesen wohnen, die sich nie an der Oberfläche sehen lassen und Hünen heissen; sie seien sehr gutmüthig. Wollte einer im Dorf brauen und hatte keinen Braukessel, so ging er hin und rief in die Höhle: 'Gudde Huine lehn us van Dage uen Mooren dinen Bruggekettel!' sei darauf weggegangen, am andern Tag habe dann der Braukessel blank vor der Höhle gestanden. Nachdem sie ihn gebraucht, hätten sie ihn wieder eben so rein hingestellt und daneben eine Portion ihres Gebräues, und wieder in die Höhle gerufen: 'Huine dien Bruggekettel is der wier un dat Verdankte dobie!' Nie kam sonst einer der seltsamen Bewohner ans Licht bei solcher Gelegenheit. Nur in Hungersnoth kamen sie manchmal ins Dorf. Sie hatten Frauen und Kinder in der Höhle. Es waren alte heidnische Menschen, die Carl der Grosse verfolgt hatte.«

Bei unsern Nachgrabungen fanden wir nur zwei in ihren Mündungen verschüttete, im Innern aber unveränderte Gänge, beide in der Nordostecke im Innern des Hauptthurms mündend; den einen 15, den andern 11 Fuss lang, 4 bis 6 Fuss breit und 4 bis $4\frac{1}{2}$ Fuss hoch, als Decke die obenbeschriebene Fundamentsohle der Mauer über sich, unten und an den Seiten den Kies zeigend, und dass sie nie länger gewesen, ist an dem gewachsenen Kiesboden deutlich erkennbar.

So sind die Gänge zusammengeschrumpft, so sind die Zigeuner und nicht die Römer die Heiden gewesen, die dem Gemäuer den Namen gaben, und die kurfürstlichen Wasserbauten lieferten in ihren Pfählen und Steinblöcken das Material zu einigen der zahllosen Caesarbrücken, welche in den Studirstuben aufgebaut worden sind.

Ob das Mauerwerk selbst dazu Veranlassung gab, hier ein Römerwerk zu suchen, müssen wir noch näher untersuchen.

Das Fundamentmauerwerk, unter dem die Zigeuner ihre Wohnungen ausgehöhlt hatten, hat an der untersuchten Stelle 2 Fuss Höhe, bildet dann 2 Fuss unter der jetzigen Erdoberfläche im Innern auf + 33' einen 3 bis 4 Zoll breiten Absatz, über welchem die Mauer noch

8 bis 10' hoch aufsteigt. Sie war nach Innen zum Theil mit Trassquadern bekleidet, deren Ueberreste man in 2 Schichten von 12 Zoll Höhe (von + 37 $\frac{1}{2}$ ' bis + 39 $\frac{1}{2}$ ') ringsum laufen sieht. — Man würde geneigt sein dieselben als das Auflager einer Mauerlatte und Balkenlage anzusehen, welche ein über dem Fundamentsockel etwa 8' hohes Erdgeschoss überdeckt hätte, — dem widerstreitet aber die Höhenlage der bereits erwähnten Thürschwelle auf + 36' 6", welche gleichzeitig als Fussbodenhöhe eine nur 4 $\frac{1}{2}$ Fuss hohe Etagenhöhe übrig liesse. — Wenn der Raum durch eine Balkendecke überspannt war, so musste diese mindestens 8' über der Schwelle, also auf + 44 $\frac{1}{2}$ ' liegen. — Ihr würden dann auch die Pfeilersockel entsprechen, welche Dorow im Innern des Thurmes angiebt, und welche auch wir hiernach in unserer Zeichnung Fig. 3 eingetragen haben. Sie waren, so weit sie noch vorhanden, aus Ziegel auf je einer 2 a 2 Fuss grossen, 12" dicken Menderiger Platte erbaut. Diesseits kann nur constatirt werden, dass sie wenigstens nicht so tief als die übrigen Thurmmauern fundamementirt waren. Diess sowie ihre geringe Abmessungen lassen die Meinung nicht zu, dass sie ein Kreuzgewölbe getragen hätten, und sie können daher nur mittels Stein- und Holzständern die Unterzüge einer Balkenlage unterstützt haben. Ueber diesen könnte allerdings noch, aufsitzend auf den Trassquadern, ein Tonnengewölbe aus demselben leichten Material — und ohne Zwischenpfeiler sich über den 30' breiten Raum gespannt haben, und mittels einer Gewölbkappe von der Thür aus zugänglich gewesen sein. — Bauwerke von so massiver Bauart haben meist überwölbte Untergeschosse, und Gewölbe von solcher Spannung kamen sowohl in der römischen als in der romanischen Zeit vor. — Nicht nur durch die Ausgrabungen von 1818, durch welche jene vier Pfeilersockel spurlos verschwanden, sondern auch durch frühere Ausbeutungen zum Zweck des Burg- und Schloss-Baues von Cunostein-Engers können jene Trassquader und Wölbsteine als Stein- und Trassmaterial verschleppt worden sein. Minola klagt, dass durch die Bauten nach dem Brand von Engers in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts die Baureste an der Heidenmauer viel eingebüsst hätten.

Von einem schmalen Kanal, dessen Dorow nach den Angaben Hoffmanns erwähnt, »welcher in 6 Fuss Tiefe an der vordern Thurmmauer fortzulaufen schien, von einer förmlichen gedeckten Röhrlleitung, oben mit Mörtel gemauert, welche fast in der Mitte des Thurms lag und parallel mit der obern und untern Mauer strich, so wie endlich von schweren Tuffquadern, welche in 8' Tiefe an der innern Mauer-

seite gleich einem rund umherlaufenden Kranz standen,« konnte bei unsern Nachgrabungen 1862 nichts mehr entdeckt, sondern nur deren nicht mehr Vorhandensein festgestellt werden.

Es ist zu bedauern, wenn Ausgrabungen, nachdem sie die Neu gierde dessen, der sie unternahm, befriedigt oder getäuscht haben, ohne ihn zu genauen Aufzeichnungen und Publikationen zu bestimmen, nur das Resultat haben, Thatsachen, welche bis dahin vor den Barbaren und vor der Einwirkung der Zeit durch die Erddecke geschützt waren, für immer zu vernichten.

Nach der Rheinseite springen, wie bereits gesagt, zwei $7\frac{1}{2}$ bis $8'$ dicke Mauerpfeiler $11\frac{1}{2}$ bis $12\frac{1}{2}$ Fuss vor, sie sind (so weit erhalten) senkrecht und mit dem Mauerwerk des Mittelthurmes gleichzeitig aufgeführt und können nur als Strebepfeiler angesehen werden, um dem Bau gegen das abschüssige Rheinufer mehr Halt zu geben; sie mögen zugleich als Streben gegen den Druck des Tonnengewölbes im Innern haben dienen sollen.

Während der Mauerverband Fig. 6 und 7 im Innern der Mauer theils aus gestickten, ährenförmigen und flachen Zeilen in vollem, kiesigen Mörtel besteht, sucht das Parament in jeder Schichte eine Steinhöhe und wagerechte Lagerfugen einzuhalten, die Steine sind nach Möglichkeit nahezu quadratisch, doch kommen auch schmälere und längere, sowie doppelte Steine in einer Schichte und schräge Stossfugen vor — wie diess trotz aller guten Absicht das Material — Grauwackeschiefer — kaum anders zulässt. Dazwischen sind einige runde enge und tiefe Rüstlöcher. Kurz wir haben eine Werkweise vor uns, wie sie, allerdings auch noch weniger sorgfältig, an römischen Pfahlgraben-Castellen und -Thürmen im Grauwackegebiet vorkommt, in seiner Gesammter scheinung aber doch mehr der Zeit bis zum 14. Jahrhundert eigen ist. Einige miteingebaute römische Ziegel beweisen nichts hiergegen, da sie zu jeder Zeit wie jeder andere Stein, der sich fand, verwendet wurden.

Entschieden nicht römisch ist aber die ganze Anlage, sowohl der in der Umfassung miteingebaute Mittelbau, als die Eckthürmchen und die Bogenmauer; die ganze Anordnung ist eine durchaus normale mittelalterliche. Der Mittelbau braucht nicht als hoher Bergfried, sondern nur als »festes Haus« aufgefasst zu werden, das wie jene vor die Mantelmauer vortritt. — Runde Eckthürme kommen bei römischen Befestigungen nicht in so geringen Dimensionen vor. Sie sind, wie diess im Mittelalter in Gebieten, wo es an tragfähigen Hausteinen fehlt,

meist geschieht, nicht erst oben ausgekragt, sondern in schwacher Dimension von unten an aufgeführt, und werden oben durch ein Bogenfries oder dergleichen sich erweitert und das Wichhaus getragen haben. Diese Anordnung findet sich z. B. an der Sporkenburg bei Ems.

Die Hofmauer ist, wie bereits gesagt, eine Bogenmauer, ihr inneres Parament und die Pfeiler bestehen aus Trassquadern, Fig. 8. So reich und mannigfaltig das System von Pfeilern und Bogen an den Mauern Roms ausgebildet ist, so kommt dasselbe diesseits der Alpen, in England, in Frankreich oder Deutschland an römischen Stadt- oder Castellmauern doch nie vor; immer sind diese Mauern massiv und dick genug die Zinnen und den Wehrgang zu tragen, wenn derselbe nicht auf einem angeschütteten Wall dahinter läuft. Dagegen sind Bogenmauern die Regel für alle Stadt- und Burgberinge des Mittelalters und es würde daher dieser Grund allein schon ausreichen, unser Bauwerk als ein mittelalterliches zu bezeichnen.

Man erkennt, dass die nördliche Front mit dem Mittelbau nach gewissen einfachen geometrisch construierbaren Verhältnissen angelegt ist: Die Linie A B ist zwischen den Mittelpunkten der beiden Eckthürmchen 150' lang, sie ist in 3 Theile getheilt und auf die Mittellinie der nördlicher Mauer aufgetragen: so entsteht A C, C D und D B, von denen C D die lichte Weite des Mittelbaues. Die Hälfte hiervon nach Norden und Süden getragen bestimmt ein Quadrat a b c d. Legt man übereck darüber ein gleiches Quadrat e f g h, so treffen dessen Ecken h und g in die Mauerlinie und bezeichnen die äussere Länge des Mittelbaues. Durch diese äussere Länge und die lichte Länge ergibt sich die Mauerstärke g C und h D, die wir nunmehr von der äussern Breite auch nach Innen tragen, E i und F k, und so den Mittelbau umrissen haben. Auch der Pfeilervorsprung c l und d m ist durch die südliche Spitze des übereck gelegten Quadrats bestimmt. Die Stärke der nördlichen wie der Hofmauer überhaupt richtet sich nicht wie andere Bauabmessungen nach gewissen Proportionaltheilen, sondern ist eine absolute, welche zusammengesetzt ist aus der nöthigen Stärke der Zinnenmauer, stark genug gegen die Projectile jener Zeit und dünn genug, um aus den Zinnenfenstern sich vorlegen und den Mauerfuss noch übersehen zu können, also etwa 2 Fuss — und aus der nöthigen Breite des Wehrganges, damit zwei Bewaffnete sich begegnen können — also $3\frac{1}{4}$ bis $3\frac{1}{2}$ Fuss. Die Breite der Hofmauer beträgt daher $2 + 3\frac{1}{4}$ oder $2 + 3\frac{1}{2}$ Fuss = 5' 3" bis 5' 6"; sie gibt, halb vor halb hinter die Mittellinie getragen, die Dicke der Schildmauer und der Pfeiler zusammen an.

Wer mittelalterliche Bauwerke gemessen oder wer selbst bei Bauausführungen Grundrisse auf dem Terrain abgepfählt und abgeschnürt hat, weiss wie leicht Abweichungen vom ursprünglichen Plan vorkommen. Dieselben sind hier nicht so gross, dass sie die eigentliche Absicht nicht erkennen, nicht etwas der »Fialengerechtigkeit« Analoges durchblicken liessen.

Eine Restauration, die wir in Fig. 10 versucht haben, würde ergeben, dass man aus dem ersten Stockwerk des Mittelbaues, welches über dem Gewölbe auf etwa +56' lag, durch eine Pforte auf den etwa eben so hoch und etwa 14 Fuss über dem Felde liegenden Wehrgang der Ringmauer gelangte. Dieser, getragen durch die Wölbungen der 10 bis 11' weiten und $2\frac{3}{4}$ ' tiefen Mauernischen wird die nöthige Breite von $3\frac{1}{4}$ ' sowie die Zinnenmauer die von 2 Fuss gehabt haben. Auskragungen von 6 bis 8" könnten diese Maasse noch vermehrt haben. Rheinwärts wird die Mauer in gleicher Weise den viereckigen Hof umzogen und auch auf ihren Ecken runde Thürmchen getragen haben, welche bis ans Wasser vorsprangen und den Gang längs des Ufers sperren, und zwischen ihnen wird eine Pforte unmittelbar zu den Kähnen geführt haben, die hier lagen. Hiervon hat sich jedoch nichts erhalten; eben so wenig ist es gelungen, ein oberes Thor in der nördlichen Mauer des Hofberings zu finden. — Auf den Mittelbau hin ist ein von Isenburg und Sayn her kommender Flurweg gerichtet, welcher jetzt aber, ehe er das Heidenmüerchen erreicht, abgelenkt und die Avenue des Schlosses bildet.

Um die drei Landseiten der Burg — denn so können wir das Bauwerk nunmehr wohl nennen, zog sich ein trockener Graben, dessen Profile Fig. 4 und 5 man sowohl am steilen Rheinufer erkennt, als bei unsern Nachgrabungen durch den Unterschied des gewachsenen und des eingefüllten Bodens wahrnehmen konnte.

Der Graben liegt auf der Nordseite mit seinem tiefsten Punkt 66 Fuss vom Mittelbau entfernt, seine in Bimssteinsand eingeschnittene Sohle ist nur $3\frac{1}{2}$ Fuss tiefer als die Erdoberfläche, welche, wie gesagt, früher wahrscheinlich höher lag; und seine Breite ist daher auch eine geringere, als die ursprüngliche, nämlich nur 12 bis 15 Fuss.

Die Gräben auf der Ost- und Westseite liegen mit ihren muldenförmigen Sohlen 46 Fuss vor der Ringmauer, sie sind etwa 9' tiefer als die heutige Erdoberfläche und haben bei sehr unregelmässigen Böschungen eine obere Breite von etwa 30 Fuss; den Raum zwischen dem innern Grabenrand und der Ringmauer, etwa 30' breit, hat man sich als einen Zwinger, der auf dem Grabenrand durch ein Pfahlwerk

oder durch Planken gesichert war, zu denken. Seine Erweiterung auf der Nordseite um das Doppelte, etwa 60', mag als kleine Vorburg oder Viehhof gedient haben.

Bei unsern Nachgrabungen fanden wir ausser der beschriebenen, Gestalt des Bauwerks selbst in den Einschnitten, die zur Erkennung der Grabenprofile gemacht wurden, in dem östlichen Graben ausser Kohlen, Asche und Bruchstücken von römischen Ziegeln, eine Menge Knochen. Professor Schaaffhausen in Bonn hatte die Güte dieselben zu bestimmen und darüber zu schreiben:

Die Knochen können nach dem Zustand ihrer Erhaltung recht wohl aus der römischen Zeit herrühren, es sind vielleicht Küchenabfälle der im Castell untergebrachten Soldaten. Das eine Schädelfragment ist das des Widders, das andere das eines Ebers mit sehr starken Hauern des Oberkiefers, die übrigen Knochen und Zähne rühren vom Pferd, vom Ochsen, vom Kalbe, jungen Schweine, vom Hahn, der einen starken Sporn hatte, vom Edelhirsch (*cervus elaphus*) her, von dem ein Unterkiefer vorhanden ist. Das Schildchen ist ein Knochenschild vom Stör, die Holzkohlen, die Eisenschlacken mit Spuren verbrannten Holzes im Innern und das verkohlte Getreide, das ich für Gerste halte, sind wohl Ueberbleibsel eines Brandes. Möglich wäre es immerhin, dass die Knochen später in den Graben geworfen worden wären.« (Das Getreide war nicht in dem Graben, sondern an der Bogenmauer, wo sie an die Ostseite des Hauptbaues anstösst, gefunden worden.) »Auch hier bestätigten die Knochen des Ebers, die fester, schwerer, glänzender als die übrigen waren, die von Rutimeyer an den Knochen der Pfahlbauten der Schweiz gemachte Beobachtung, dass die Knochen wilder Thiere härter und schwerer sich zeigen, als die der Hausthiere derselben Art.«

Die Knochen stammen aller Wahrscheinlichkeit nach von Mahlzeiten her und nicht von einer Schindkaule, die man so nahe menschlicher Wohnung, von denen die Brandspuren zeugen, nicht anzulegen pflegt und in welcher sich sämmtliche Knochen gefallener Thiere ziemlich vollzählig, aber die Knochen wilder Thiere sowie das Knorpelschild des Störs nicht wohl gefunden haben müssten. Man könnte daher schliessen, dass auch die vereinzelt gefundenen Pferdeknöchel Ueberreste von Mahlzeiten seien und so eine Theorie aufstützen, die Mahlzeiten und die Grabenanlagen haben schon zu einer Zeit stattgefunden, ehe der heilige Bonifacius den Genuss des Pferdefleisches verboten habe. Diese Basis scheint uns jedoch etwas zu klein zu einem so hohen Phantasiegebäude.

Unzweifelhaft haben bei Engers römische Niederlassungen bestanden, sie sind durch zahlreiche Funde von Münzen und Scherben, und noch besser durch Ziegel constatirt. Der ganze 600 Schritt lange Gartenstreifen zwischen dem Heidenmäuerchen und der Befestigungsmauer von Engers besteht unter der 3 bis 4' dicken Schichte Ackererde aus Brandschutt, der 6 bis 18'' stark längs dem hohen Ufer zum Vorschein kommt. Darunter nur wenige Steine, aller Wahrscheinlichkeit nach also von Häusern und Hütten aus Holz und Lehmstakwerk. Darin finden sich unter Schieferstücken Scherben von mittelalterlichen, gelbgelacirten Thongeschirren und von gefritteten Krugwaaren, auch solche von Amphoren, von terra sigillata und Bruchstücke von römischen Dachziegeln; und es ist hier der Boden, in welchem römische Goldmünzen (von Honorius † 423 und von Valentinian † 455, Bonner Jahrb. VII, p. 165) und Kupfermünzen und andere Antikaglien gefunden wurden und gefunden werden. Es ist dieselbe Schichte, welche sich bis an das Heidenmäuerchen und bis in die verschütteten Gräben um dasselbe — aber nicht weiter fortsetzt.

»Die bei den Ausgrabungen an dem Heidenmäuerchen durch Hoffmann gefundenen Altherthümer, sagt Dorow, welche gegenwärtig in dem Königlichen Museum vaterländischer Alterthümer zu Bonn aufbewahrt werden, sind von wenig Erheblichkeit, haben keinen innern Werth und dienen nur dazu, das Leben und Treiben der Römer in dieser Brückenschanze ebenfalls zu beweisen; eine Aufstellung im Museum zu Bonn verdienten diese Gegenstände wohl kaum, und sind mit den andern, aus dem Mittelalter und noch später herstammend, gleichfalls hier gefundenen Sachen nur als Belege dieser Ausgrabung anzusehen.«

»Ausser den römischen Gussmauern und sonstigen Baumaterialien gehören zu den unbezweifelt ächten, hier vorgefundenen Antikaglien die Scherben von terra cotta, Gefässstücke aus grobem Thon, so wie die sehr grosse Masse verbrannten Getreides, welches in Schichten von 3 bis 9 Zoll Dicke an einigen Stellen sogar mehrere Fuss hoch lag; es war Roggen, Gerste und meist Weizen, wahrheinlich also ein Getreidemagazin gewesen. Die Menge grosser Stücke tropfsteinartig geschmolzenen Bleies, die sich in dem Getreide vorfanden, konnte zu der Vermuthung führen, der Thurm sei mit Bleiplatten gedeckt gewesen.

»Ferner lagen hier mehrere interessante sehr grosse Hirschgeweihe zum Theil vorsichtig ab- und angesägt, auffallend grosse Hauer von Ebern, ähnlich dem, was man in Victoria (Niederbiber) vorgefunden hatte.«

Auf Grund dieser Angaben von Dorow haben wir uns um Einsicht jener Fundstücke nach Bonn gewandt, wie aber aus dem Katalog des dortigen Antiken-Cabinets hervorgeht, und wie der dermalige Direktor desselben, Professor Otto Jahn, uns mittheilt, so sind »in den Schränken des Museums allerdings mancherlei Baureste der Art aufbewahrt, wie sie Dorow bezeichnet, aber sie haben nur ausnahmsweise Ursprungszeugnisse und aus der Gegend von Engers finden sich keine, so dass sie also kein brauchbares Material darbieten. Ob Dorow diese Vernachlässigung zur Last fällt, oder ob sie bei wiederholten Umzügen der Sammlung, die schon vor der Zeit der jetzigen (1862) Direktion stattgefunden haben, verschuldet ist, kann nicht angegeben werden.«

»Auch die Fundberichte Dorow's über die bezeichnete Ausgrabung sind im Archiv des Museums« — und in dem der Königlichen Regierung in Coblenz können wir hinzufügen — »nicht vorhanden.«

Wahrscheinlich hatten sie für den Herrn W. A. Schlegel, der damals dem Museum vorstand, keinen Werth und fielen einer Anschauung zum Opfer, welche leider auch heute noch allzu verbreitet ist. Ob wir eine Münze, eine Statuette, eine Lampe mehr oder weniger in unsern Museen aufhäufen, daran ist wenig gelegen — aber ob diese oder noch viel unscheinbarere Gegenstände an einer bestimmten Stelle, unter bestimmten Lageverhältnissen gefunden worden, das hat einen lokalhistorischen Werth, der selbst für die Geschichte in weiterem Sinn in unsern Grenzlanden von grösserer und folgenreicherer Bedeutung ist, als ihn das grösste Kunstwerk hätte.

Sind uns die Fundstücke der Hoffmannschen Ausgrabung am Heidenmäuerchen auch verloren gegangen, so bleibt uns trotz der damaligen Ueberzeugung, die Ruine könne nichts anderes als eine römische sein, doch Dorow's unbefangene Angabe, dass daselbst ausser unerheblichen römischen Alterthümern auch Sachen aus dem Mittelalter und noch späterer Zeit aufgefunden worden sind, und wir finden hierin eine Bestätigung, dass das Bauwerk im Mittelalter benutzt und entstanden ist.

Aus der Gestaltung des Terrains, auf welchem die Dörfer St. Sebastian-Engers und Kalt-Engers liegen, sehen wir dasselbe an als einen Schuttkegel der Saynbach, welcher einst dem rechten Ufer angehörte. Wir vermuthen, dass diess Verhältniss noch bestand, als die Tenkterer dort die Stelle der auf das linke Ufer versetzten Ubier einnahmen und die nach ihnen benannten Dörfer gründeten.

Dass daher in der Römerzeit und zumal zu Zeiten Caesars die Stelle,

welche das Heidenmäuerchen einnimmt, nicht am Rhein, sondern etwa 1600 Schritt landeinwärts lag, also nichts mit einer Brücke zu thun hatte.

Dass aber später, gegen Ende der Römerherrschaft oder im frühen Mittelalter [denn Sebastian-Engers, das schon 1162 Pfarrei war, mit Kalt-Engers gehörte zum linksrheinischen Landcapitel Ochtendung, während Engers (das spätere Cunostein-Engers) um 1202 gleichfalls Pfarrei und Sitz eines rechtsrheinischen Landcapitels ist] der Rhein sich quer durch die Ablagerungen der Saynbach Bahn brach, seinen linken Arm aber allmählig verlanden liess.

Dass dann im 14. Jahrhundert die Herrn von Wied, Braunsberg und Isenburg dicht am Rhein auf ihrem Grund und Boden eine Burg oder ein festes Haus, eben das Heidenmäuerchen bauten, um Wege-lagerung gegen die Rheinschiffe zu treiben und Zölle zu erpressen.

Dass aber der Erzbischof Cuno von Falkenstein dem ein Ende machte, die Burg belagerte, zerstörte und ausbrannte, wobei wohl auch das Dorf Engers in Brand aufging und uns davon die Spuren, zwischen dem Heidenmäuerchen und dem jetzigen Engers, hinterliess.

Dass die Scherben und sonstige Antikaglien, die diese Brandstelle birgt, ubischen, römischen und tenkterischen Ansiedlungen angehören.

Dass Cuno von Falkenstein vielleicht schon zum Zweck der Belagerung, sicher aber nicht früher als 1371, die Burg Cunostein erbaute, nach welchem sich das darum ansiedelnde rechtsrheinische Engers benennt, und dass der Besitz hiervon dem Erzbischof durch Kaiser Carl IV im Jahr 1376 bestätigt wurde.

Wollte man die Meinung, dass Caesar seinen zweiten Rheinübergang hier bewerkstelligt habe, festhalten, so kann wenigstens weder in dem Heidenmäuerchen, noch in der heutigen Terrainbeschaffenheit ein Anhalt hierfür gefunden werden.

3. Urmitz. Als den ersten Uebergangspunkt gibt der General v. Goeler Urmitz an. Das etwa 50 Fuss hohe linke Ufer, auf welchem das Dorf liegt, so wie eine 1000 Schritt unterhalb liegende Anhöhe stellen zwei sanfte Hügel dar, welche zur Hälfte vom Rhein weggespült sind, daher wasserwärts steil, nach der Ebene aber sanft abfallen; ihnen gegenüber liegt eine Insel, das Urmitzer Werth und jenseits das etwa 20 Fuss hohe Ufer des Reiler Feldes. Durch diese Terrainbeschaffenheit nicht minder, als durch die Lage in Mitten des Neuwieder Beckens und gleich weit von der Wied- und Sayn-Mündung, eignet sich die Stelle sehr gut zu einer Brücke, deren Achse zwischen beiden Hügeln und mitten über die Insel zöge. Sie wäre von den Hügeln aus

durch die Waffen der alten, wie der neuen Zeit trefflich zu vertheidigen. Die Sage verlegt hierher eine grosse Stadt, Reichenthal genannt, und leitet von ihr die Benennung eines Flurdistrikts und zweier Feldwege: Glasgasse und Judengasse, so wie einiger Felder am östlichen Dorfe, am alten Schloss, ab. Römische Ziegel und andere Baureste und Brandspuren, sowie fränkische Gräber, finden sich häufig beim Ausbeuten der mächtigen Bimssteinsandschichten zum Zweck künstlicher Steine westlich vom Dorf.

Selbst die Kriegsgeschichte hat dieser Stelle eine gewisse Sanktion gegeben, indem nach einer Notiz des Ingenieur-Hauptmanns Hoffmann die französischen Ingenieure, als man 1795 den Brückenübergang der republikanischen Armee beschlossen hatte, getheilte Ansicht waren, ob derselbe bei Neuwied oder hier bei Urmitz zu unternehmen sei. Der Ingenieur-Capitain Souhait, von dem Hoffmann die Notiz hatte, drang jedoch mit seiner Meinung durch und führte auch später den Brückenkopf bei Neuwied aus.

Im Jahr 1796 kam es auf dem Urmitzer Werth zum Gefecht, indem in der Nacht vom 28. auf den 29. Juni die Franzosen ein Piquet österreichischer Rothmäntel, welche die Insel besetzt hatten, verdrängten und sich im Besitz behaupteten. Tags darauf feuerte eine österreichische Batterie vom Reiler Brunnen auf dem rechten Ufer nach der Insel, und wurde erst zum Schweigen gebracht, als auf dem hohen Ufer von Urmitz französische Geschütze aufgefahen wurden.

Somit fehlt es der Stelle weder an Terrainvortheilen, noch an einer geschichtlichen Approbation. Dennoch lässt sich gegen dieselbe vieles einwenden. Zu grossartigen Befestigungen bietet das linke Ufer keine besonders günstige Gelegenheit. Ein optischer Verkehr mit dem Lager von Niederbiber ist von hier aus nicht möglich, auch der Umstand, dass unterhalb Engers der alte Rheinarm — die Schlöth — rechts abzweigt und erst bei Neuwied wieder einmündet, das Brückendebouché gegenüber Urmitz also möglicher Weise damals vom festen Land getrennt hatte, und dass erst jenseits des Armes das Ufer wieder höher ansteigt und der Weg nach Niederbiber verfolgt werden konnte, spricht dagegen.

Diess alles bildet, wo es sich überhaupt nur um Wahrscheinlichkeiten handelt und wir innerhalb des Neuwieder Beckens uns aus keinen anderen Gründen, als denen der Zweckmässigkeit für einen oder den andern Uebergangspunkt entscheiden können, eben so viele Argumente gegen den bei Urmitz.

4. Am guten Mann. Die einzige Stelle zwischen Coblenz und

Andernach, an welcher auf dem linken Rheinufer wirklich eine römische Befestigungsanlage nachgewiesen, und welche aus diesem Grund mit dem Caesarischen Rheinübergang in Beziehung gebracht werden kann, liegt zwischen Weissenthurm und der Capelle am guten Mann.

Im Jahr 1864 hat unser verehrter Vereinsgenosse, der Director Rein von Crefeld, welchen Rührigkeit und Glück überall zuerst auf den Fleck bringt, im Jahrbuch XXXVII p. 229 berichtet von Ausgrabungen, die der Major de Loqueysie im Auftrag des Kaisers der Franzosen dort vorgenommen; auf dieselben bezog sich Professor Freudenberg l. c. p. 252 und Professor Ritter 1866 im Jahrbuch XXXIX u. XL p. 51. Der Kaiser hat in seinem Werk keinen Gebrauch von den Resultaten dieser Ausgrabungen gemacht, weil er den zweiten Rheinübergang nicht so hoch herauf, sondern beide nach Bonn verlegt. Uns sind jedoch von befreundeter Hand einige authentische Notizen darüber zugekommen und wir sind denselben später, geführt durch einen täglichen Augenzeugen der damaligen Arbeiten, an Ort und Stelle nachgegangen.

So viel die Notizen, die wir hier geben, auch noch zu wünschen übrig lassen, so glauben wir doch, dass sie mehr Werth haben, als solche subjektive Behauptungen, wie sie gedruckt und gesprochen so oft hingeworfen werden — da und da habe man die Ueberreste eines Lagers gefunden, oder dergleichen Aeusserungen, denen man Glauben schenken mag oder nicht. Unsere Notizen geben wirkliche Formen, in Zahlen ausgesprochene Maasse, Anschlüsse an bestehende immer wieder auffindbare Festpunkte.

Das Feld zwischen der Eisenbahn und dem Rhein beginnt 50 Schritt nordwestlich von der Kapelle am guten Mann reichlich mit Ziegel- und Topfscherben und mit Kieselsteinen übersät zu sein, und behält diese Beschaffenheit 325 Schritt weiter gegen Weissenthurm hin. Wir nennen auch die Kieselsteine, weil diese auf den andern Feldern nicht in dieser Menge angetroffen werden und uns Kunde geben, dass hier nicht nur die Ackererde und der Bimssteinsand unter ihr durchgraben, sondern dass man auch einst Fundament- oder andere Gräben in die tiefer gelegene Kiesschichte eingeschnitten und Bestandtheile derselben an die Oberfläche gebracht hat.

Durch einen parallel dem Rhein und etwa 300 Schritt von demselben entfernten, etwa 500 Schritt langen Versuchsgraben fand der genannte Offizier bei a und b Fig. 11 unter der Ackererde und, soweit sie im Bimssteinsand lagen, deutlich erkennbar die Profile von Spitzgräben von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Meter Tiefe und eben so grosser Breite. Durch

eine Anzahl von Schürfgräben g g g f f f fand er die Richtung dieser Spitzgräben rechtwinklig auf den Rhein zu laufen.

Beide unzweifelhafte Befestigungsgräben streichen mit einander parallel und mit einem Abstand von 307 Schritt von einander. Der südöstliche Graben verlief sich gegen die Eisenbahn hin, so dass man nicht sagen konnte, wo sein einstiges Ende war. An dem nordwestlichen Graben aber konnte man 40 Schritt, ehe er die Bahn erreicht haben würde, bei c eine rechtwinkliche Wendung nach SO. erkennen. Wenn man den Weg auf dem hohen Rheinufer (150 Schritt vom Wasser) als eine Seite betrachtet, so lässt sich ein Rechteck ergänzen, dessen rechtwinklich auf den Rhein stossende Seiten 267 Schritt, dessen mit ihm parallele Seiten 307 Schritt betragen. Die Nordostecke liegt dann 50 Schritt nordwestlich von der Kapelle.

Durch den ersten Versuchsgraben wurde sowohl innerhalb wie auch ausserhalb der Umgrabung, welche auch eine Umwallung voraussetzen lässt, ein Töpfer-Ofen d d gefunden, welcher in die Erde versenkt nicht ummauert, sondern durch Thon, den das Feuer erhärtet hatte, gebildet war. — Ein Hypokaustum e, aus Säulchen von runden Ziegelscheiben, auf denen grosse Ziegelplatten lagen, und einem Ziegelbrockenestrich gebildet — sowie die nicht weiter untersuchten Reste eines grossen Gebäudes h nehmen ungefähr die Mitte des Lagers ein.

Man fand darin eine Münze von Trajan, sowie an einer Stelle k des nordwestlichen Grabens eine Münze von Constantin, zahlreiche Scherben von terra sigillata, von gelbem und von röthlichem Thon, letztere fein aufgedreht, und dann gefältelt und aussen schwarz gefärbt, wie die Trinkgefässe zu sein pflegen. Amphorenbruchstücke, Rand- und Mauerziegel — keine mit Stempel — fanden sich auf dem ganzen Raum und in allen Schürfen, und erfüllten mit schwarzer Erde gemischt vor allem die Spitzgräben. Auch Bruchstücke von Mendiger Handmühlsteinen und zwei fränkische Erzfibeln wurden dabei gefunden.

Diese Funde, denen vor 30 oder 40 Jahren ähnliche vorausgegangen und von Lassaulx beim Bau der Kapelle am Guten Mann mit vernutzt worden waren, beweisen, dass hier ein, wenn auch nicht mit Mauern, doch mit Graben und Erdaufwürfen befestigtes Lager bestand, in welchem, ob ursprünglich, sicher aber in später Römerzeit bleibende Wohnstätten errichtet und wenigstens Töpfergerwerbe betrieben wurde.

Als die Franken sich in den römischen Niederlassungen einrichteten, geschah es, wie wir glauben, weniger der abgebrannten und zerstörten Wohnungen wegen, als wegen der sie umgebenden urbar ge-

machten Felder, die von Wurzelstöcken befreit und durch den Pflug geebnet waren. Holzbauten mit Strohdächern und Wänden aus Flechtwerk und Lehm, für deren Sockel und niedern Herd die Steine der römischen Ruinen entnommen wurden, mochten ihren Bedürfnissen genügen und die Enkel römischer Töpferfamilien werden noch lange ihren fränkischen Herrn ihren Zins in Kochtöpfen, Amphoren und Trinkbechern entrichtet haben.

So gewiss hier eine römische Lagerumschliessung vor uns liegt, deren Spitzgraben dem anderer Caesarischer Lager gleicht, und so unbestreitbar die Möglichkeit ihres Caesarischen Ursprungs ist, wenn man unserer Beweisführung folgend den zweiten Rheinübergang im Neuwieder Becken anerkennt, so möchten wir doch desshalb nicht behaupten, dass wo dieselbe den Rhein berührt auch die Caesarische Brücke gestanden habe. Der Mangel einer Rampe das hohe Ufer hinab, sowie diejenigen Gründe, welche gegen Urmitz sprechen, sprechen auch hier dagegen, wohl aber halten wir es für möglich und unsern weiter unten folgenden Vermuthungen entsprechend, dass der römisch-fränkische Wohnplatz, den wir hier vor uns haben, in einem Lager liegt, welches Caesar sowohl gegen die Trevirer, als auch zur Unterbringung derjenigen Truppenabtheilungen angelegt hat, welche die Aufgabe hatten, die weiter unten liegende Brücke gegen die im Strom herabtreibenden Zerstörungsmittel — beladene Schiffe, Flösse, Baumstämme — zu sichern, indem sie diese landeten.

Nachdem Caesar den Rhein verlassen, seine Nachfolger sich dort allmählig festsetzten, mochte jenes gallo-römische Gemisch von Marketendern, Kaufleuten und Ansiedlern, das den Eroberern folgte, die Gelegenheit und alte Umschliessung passend und sicher befunden, ihre Wohnungen da aufgeschlagen haben und spätere fränkische Eroberer ihnen hierin gefolgt sein. Neue Zerstörungen wurden nicht mehr aufgebaut und die umliegenden Felder durch Diejenigen in Bau genommen, welche auch die benachbarten an Quellen liegenden Ortschaften bezogen; in den Trümmern aber richtete sich ein christlicher Einsiedler, ein guter Mann*), ein, welcher der Umwohner Vertrauen zu den Deae Matres überlenkte zur Mater Dei und dem Christenthum. Kleine Bautrümmern, ein Weihwasserbecken in Form eines Würfelpapitals lassen mindestens schon im 12. Jahrhundert hier eine Capelle vermuthen.

*) 'Der guote man', Wolfram. Parzival 147, 2 etc. übergehend vom heidnischen zum christlichen Priester.

5. Weisenthurm. Die fünfte in Betracht kommende Brückenstelle ist die bei Weisenthurm. Es sind mancherlei Gründe, die ihr das Wort reden: vor allem die kriegsgeschichtlichen Ereignisse, die man wohl als das beste Urtheil über die Zweckmässigkeit einer Terrainwahl ansehen darf, ja die hier selbst in ihrem ganzen Verlauf die grösste Aehnlichkeit mit dem zweiten Caesarischen Rheinübergang hatten.

Die Sambre-Meuse-Armee kam, nachdem sie die Oestreicher von der Maas verdrängt und auf das rechte Rheinufer geworfen hatte, vom Niederrhein herauf, schlug bei Weisenthurm eine Brücke und ging den 15. Sept. 1795 über den Rhein, um in der Richtung auf Altenkirchen gegen die Oestreicher zu operiren; sie musste jedoch zugleich gegen die Trierischen Truppen, die in Gemeinschaft mit Oestreichern Ehrenbreitstein und Coblenz noch besetzt hielten, Front machen und sich verschanzen.

Als die französische Armee später das rechte Rheinufer wieder aufgab, brach sie den östlichen Theil ihrer Brücke ab und liess den andern unter dem Schutz der auf dem Thürmer Werth errichteten Befestigung stehen.

Caesar kam gleichfalls die Maas herab und den Rhein herauf, er überschritt denselben innerhalb des Neuwieder Beckens, um gegen die Sueven in der Gegend von Altenkirchen zu demonstrieren, musste sich aber gleichwohl auch gegen die Trevirer auf dem linken Ufer verschanzen.

Auch er brach, als er das rechte Ufer wieder aufgab, den östlichen Theil seiner Brücke ab und liess den andern unter dem Schutz einer Befestigung an ihrem äussersten Ende stehen.

Manchfaltiger gestalteten sich allerdings die Begebenheiten der Revolutionskriege.

Nachdem die Franzosen den 15. Sept. über den Rhein gegangen waren, zogen sie sich schon den 31. October wieder zurück und brachen ihre Brücke ab. Doch stellten sie dieselbe im nächsten Jahr den 5. und 7. Juni wieder her und zogen über dieselbe, mussten aber schon den 17. Juni wieder zurückweichen und ihre Brücke bis zur Insel abbrechen, während diese befestigt und besetzt und durch Batterien auf dem linken Ufer, am guten Mann und an der Nett, unterstützt wurde.

Am 2. Juli 1796 stellten sie unter dem Schutze dieser Batterien die Brücke wieder her und gingen zum dritten Mal über den Rhein, um gegen den Westerwald vorzudringen.

Im September nöthigten sie die Kriegsereignisse, sich wieder zu-

rückzuziehen, jedoch nicht ohne dass sie sich nach einem heftigen Gefecht in dem dicht oberhalb Neuwied gelegenen Brückenkopf, unterstützt von den Batterien auf der Insel, hielten — selbst nachdem die Brücke schon abgebrochen war.

Im darauffolgenden Jahr 1797 wurde die Brücke nochmals geschlagen und die französische Armee ging am 17. und 18. April unter Hoche zum vierten Mal über den Rhein, griff die auf den Ebenen zwischen der Wied und der Sayn verschanzten Oestreicher an und drang bis an den Main vor, obschon Hoche bei Altenkirchen gestorben war.

Im Jahr 1795 hatte der republikanische General Bernadotte sich mit Humanität und Rücksicht gegen Neuwied und gegen die fürstliche Familie benommen; als der Schreiber dieses am 31. Mai 1862 die Ehre hatte, bei letzterer in Monrepos zu sein, fand er daselbst die Urenkel Bernadotte's, zwei junge Prinzen (von Wermeland und von Gothland), welche mit ihrer Mutter, der Schwester der Frau Fürstin von Neuwied und Gemahlin des Prinzen Oskar von Schweden, gleichfalls dort zum Besuch waren. —!

Hoche's Denkmal krönt die Höhe, den Plateauvorsprung über Weissenthurm und überschaut die ganze Rheinebene; die hohe Berggruppe, in deren Schoos der Laacher See ruht, setzt sich, wenn auch durch den tiefen fast senkrechten Einschnitt des Rheinthals bei Andernach getrennt, in gleicher Höhe und Beschaffenheit im Umkreis um das Neuwieder Becken, über die Thäler der Wied, Aubach und Sayn fort und trägt, wenn gleich von hier ungesehen und durch die Waldungen bedeckt, die Wallinie des Pfahlgrabens. So nahe tritt hier der Ausläufer des Maifelds an den Strom, dass der General, dessen Denkmal hier steht, den Uebergang seiner Armee durch drei übereinander gelegene Batterien unterstützen und von hier den Angriff seiner Colonnen gegen die östreichischen Verschanzungen leiten konnte. Auch links und rechts an der Nette, wo diese in zwei rechtwinkligen Biegungen den Rhein erreicht, und bei der Capelle am guten Mann waren Batterien und gedeckte Communicationen zu denselben in den Boden eingeschnitten und durch Strauchwerk versteckt.

Die französische Brücke begann am Fuss der Höhe, überschritt die Insel und endigte oberhalb der niedrigsten Uferstelle, an welcher der von Engers kommende Rheinarm — die Schlöth — seinen Ausfluss hat. Die Weissenthurmer Kirche und anderseits ein mit Stein untermauerter Weidenbaum geben die damalige Brückenrichtung an.

Wenn auch die Vertheidigung, die eine hier gelegene Brücke durch

die Anhöhe empfing, anzuerkennen ist — so streitet gegen die Annahme einer Caesarischen Brücke an dieser Stelle doch die Steilheit derselben, welche in alter Zeit nothwendig, noch grösser und noch unmittelbarer an den Strom herantrat und den Brückenzugang hemmte, so wie deren Ausgang am jenseitigen Ufer fast in Mitten der alten Mündung der Schlöth — mehr aber noch streiten dagegen die Vorzüge der nachfolgend benannten Stelle.

6. An der Nett. Diese Stelle zwischen der Mündung der Nett und der zur Fähre führenden Landstrasse bezeichnet Dorow nach Hoffmann auf Grund dortiger Baureste als eine römische Niederlassung; andere Schriftsteller — wir wissen nicht auf Grund welcher Thatsachen — behaupten selbst, dass hier wie am guten Mann eine »römische Station« gewesen sei. So willkommen uns eine derartige Notiz wäre, wenn sie durch eine Beschreibung und Maasse Zutrauen erweckte, so können wir doch nichts auf sie bauen. Grosse Erdmassen, welche beim Bau der Rheinischen Bahn hier fortgenommen, haben mit der Höhe zugleich jede Spur beseitigt.

Was uns aber trotz dieses Mangels diese Stelle sehr geeignet erscheinen lässt, hier den Caesarischen Uebergangspunkt zu suchen, sind ausser der allgemeinen taktischen Configuration, in welche er sich trefflich einreihen lässt, zwei Thatsachen:

- a) dass diese Stelle allein durch eine auf dem jenseitigen Ufer auf sie zuführende alte Strasse ausgezeichnet ist, und
- b) dass man von hier aus und zwar nur von hier aus das Castell bei Niederbiber erblicken kann.

Man fand nämlich eine alte, unter Neuwied und unter den Feldern von Heddesdorf sich hinziehende alte Strasse, die in dieser Richtung sich fortsetzend das genannte Castell erreicht haben würde; sie nahm in dieser Richtung zugleich den erhabensten, zwischen der Wied und dem Auslauf der Schlöth wasserfrei bleibenden Rücken ein; und wenn auch nicht behauptet werden soll, diese Strasse sei von Caesar von seiner Brücke aus angelegt worden, so ist es uns doch wahrscheinlich, dass seine Brücke so gut gelegen habe, dass man auch später diese Richtung für die Strasse beibehielt, oder aber dass seine Brücke selbst sich einem noch ältern, vorhandenen, auf der natürlichen Wasserscheide hinlaufenden Wege angeschlossen habe, und dass dieser eben so ein Stück jener Trierisch-Suevischen Verbindungsstrasse gewesen sei.

Dorow, der diese Strasse in der Karte der Umgegend von Neuwied eingezeichnet hat, sagt von ihr:

Man fand bei dem im Jahr 1768 begonnenen Bau der Menonitenkirche 10 Fuss tiefer als die jetzige Erdoberfläche eine dreifache übereinander gepflasterte römische Strasse, welche sich auch bei dem Fundamentlegen der Hintergebäude der beiden daneben liegenden Häuser in gleicher Tiefe zeigte und von dem jetzigen Rheinufer nicht über 40 Schritt entfernt ist.

In einem der Husarenkaserne gegenüber liegenden Garten ist diese alte Strasse in einer Tiefe von 4 Fuss entdeckt und ausgebrochen worden. Der Wahrscheinlichkeit nach war sie schief nach dem Rhein hingrichtet, zog unter dem Schlosshof nach dem vorerwähnten Garten und von da nach dem eine Viertelstunde nordöstlich von Neuwied gelegenen Dorf Heddesdorf, wo ein Stück davon im Jahr 1793 in dem Ungerschen Garten ausgegraben wurde. — In dreifach übereinander stehendem mit Mörtel verbundenen und auf Trass ruhendem Pflaster ist die Strasse 14 bis 16' breit; längs derselben fanden sich zwischen Neuwied und Heddesdorf zahlreiche Gräber und Grabmonumente, sowie mächtige Fundamente, die man am Weissen Thurm nannte.

Im Jahr 1825 fanden sich bei Anlage des Rasselsteiner Canals bei Heddesdorf die Spuren einer alten Strasse, welche sich an der alten Brücke durch die Wied zogen.

In den fürstlichen Archivakten zu Neuwied findet sich ein Brief von Hoffmann an Professor Heyne in Göttingen vom 7. Juli 1794, worin er sagt:

»Dicht am Dorf Heddesdorf fand ich eine merkwürdige römische Strasse, an welcher man allerdings den Fleiss bewundern muss. Da sich hier keine Quadersteine finden, welche sie, wenn ich nicht irre, bei dem Bau ihrer Heerstrassen auf die schmale Seite setzten, und überhaupt hier ein Mangel an guten Bausteinen ist, so nahm man Wacken oder Kiesel aus dem Rhein und der Wied und pflasterte damit die Wege. Die Steine sind alle ausgesucht, nicht allein was ihre Form betrifft, sondern auch in Rücksicht auf ihre Härte, kein Schieferthon, oder eine andere weiche und leicht verwitterbare Gebirgsart, sondern Quarz, Porphyr, Basalt u. s. w., alle länglich, hoch und schmal, wodurch die Wege mit der Zeit immer fester und dauerhafter wurden. Unsere Steinsetzer nehmen grosse Kiesel, um Kosten zu ersparen; die Römer wählten die schmalen und langen, welche sie der Länge nach mit vielem Fleiss in einander passten und dabei auf die Spitze neben einander stellten. Die Steine schlossen so genau ineinander, dass meine Arbeiter nur mit vieler Mühe einen aus der Mitte losbrechen konnten. Ein solches

Pflaster war ihnen noch nicht genug, sondern sie legten drei solche Pflaster über einander, und so trotzten ihre Wege der Ewigkeit.

Da ich das Pflaster an zwei von einander entfernten Plätzen fand, so konnte ich ohngefähr die Richtung des Weges daraus abnehmen.«

Hierzu fügte er eine Handzeichnung, Fig. 12, des Strassen-Profiles, leider keine bestimmtere Angabe jener beiden Richtpunkte.

Auch am Bodensee zwischen Arbon und Steinach fand man nach dem Anzeiger für Schweizer Geschichte und Alterthumskunde pro December 1863 eine so construirte Strasse aus dreifachem Pflaster über einander, welche einen Theil der von Arbon nach Bregenz führenden Römerstrasse ausmacht; dasselbe Material führte zur selben Construction. Diese Construction, verbunden mit der grossen Tiefe unter der heutigen Erdoberfläche und ihrer Richtung gegen Niederbiber, wie zum Rhein hin, verleiht dieser Strasse eine grössere Wichtigkeit, als sie unter andern Verhältnissen beanspruchen könnte.

Nicht minder schwer fällt in die Waagschale der eigenthümliche Umstand, dass das Castell von Niederbiber — jetzt von Fern durch den dortigen Kirchthurm bezeichnet — von keinem andern Punkt des Rheinufers, auch nicht von Hoche's Denkmal aus, gesehen werden kann und nur von diesem beschränkten Platz an der Nettemündung erblickt wird. Einerseits zieht sich der Bergrücken auf Tournay von Gladbach bis Heddesdorf, anderseits erstrecken sich die von Monrepos zur Wied abfallenden Bergausläufer so weit, dass jenes nicht hoch gelegene Castell nur durch die Lücke zwischen beiden, welche die Wied in geradlinigtem Lauf durchfließt und deren Verlängerung auf die Nettemündung trifft, erblickt werden kann.

Die Nette macht vor ihrem Einfluss in den Rhein eine so bestimmte rechtwinklige Wendung, dass man in ihr und in dem Rhein die Grabenbegrenzung eines ungefähr quadratischen Lagers von 600 Schritt Seitenlänge anzunehmen versucht ist.

Der Rhein hat hier sehr vortheilhafte Profilverhältnisse. Vor der jetzt ausgeführten Rheincorrektur, welche auch hier vieles verändert hat, betrug bei Mittelwasser (Nro. 8 des Coblenzer Pegels) am Fahr von Neuwied die Rheinbreite $105\frac{1}{2}$ °, die grösste Tiefe 17'9"; an der Nettemündung selbst betrug die Breite nur 60°, oder wenn man die Nettemündung bis zum Leinpfad mitmisst 92°, die grösste Tiefe aber betrug hier 19' 6"; an der zwischen beiden, von uns für die Caesar'sche Brücke angenommenen Stelle, für welche keine Profilaufnahme, sondern nur eine Breite-

messung von 64° existirt, kann man das Mittel der beiden eben genannten Tiefen $\left(\frac{19' 6'' + 17' 9''}{2}\right) = 18' 7\frac{1}{2}''$ annehmen; und es mag sich diess Maass auf etwa 16' reduciren, wenn unsere Annahme richtig ist, dass das Mittelwasser des Rheins, wegen der Verdunstung des Niederschlags durch die Wälder — früher kleiner war als jetzt. Caesar würde in diesem Fall über einen 64° breiten und an der tiefsten Stelle 16' tiefen Strom seine Brücke zu schlagen gehabt haben.

Bei dieser Brückenlage erkennt sich leicht der Vortheil, welcher ihr aus der oberhalb gelegenen Insel erwächst, indem diese mit ihrer 2500 Schritt oberhalb gelegenen Spitze den Strom theilt, und die herabtreibenden Zerstörungsmittel den beiden Ufern zuwirft, oder auf der ihr vorliegenden Sandbank stranden lässt — in allen Fällen aber die Wahrschauung und Ländung solcher Zerstörungsmittel sehr erleichtert.

Dorow gibt uns hier nur die Notiz, »dass die Nachforschungen auf dem linken Rheinufer, welche Hoffmann 1818 auf Anordnung des Staatskanzlers, Fürsten Hardenberg an den Ufer der Nette, die sich Neuwied gegenüber in den Rhein ergiesst, und in der Gegend von Weissenthurm anstellte, die Gewissheit gaben, dass bedeutende Niederlassungen daselbst gewesen sein müssen; man stiess auf Fundamente grosser Gebäude, auf gepflasterte Strassen, und an beiden Stellen wurden, schon beim Umackern der Felder, römische Münzen in Silber und Erz, sowie Stücke von Wandbekleidungen mit verschiedenartigen Freskomalereien, geschliffene Marmorplatten, Wasser- und Wärmeleitungsrohre gefunden, aus denen man mit Recht auf ehemalige Grösse und Wohlstand beider Orte schliessen kann. Da man in der jetzigen Stadt Andernach, welche nach der Meinung der Gelehrten das Antunnacum, Antoniacum, Antenacum der Römer und eines der grössten Castelle des Drusus am Rhein gewesen sein soll — durchaus keine Spur von Mauerwerk römischer Gebäude und ausser der dreifach gepflasterten Strasse, Begräbnisstätten, auch hin und wieder Münzen, keine Ueberbleibsel aus diesem hohen Alterthum fand, so glaubt Hoffmann, dass das eigentliche Antunnacum da gelegen habe, wo, wie oben bemerkt, diese römischen Mauern und Strassen an der Nette und dem Weissenthurm entdeckt worden sind, zumal auch die Entfernung von Confluentes nicht dagegen sprechen würde. Die Lage der jetzigen Stadt Andernach berechtigt wohl zu einer solchen Vermuthung, da der Platz zur Anlegung eines Castells sehr unzweckmässig scheint, in einem Winkel, hart an steilen Bergrändern, wo kein Raum zur Bewegung ist.

Dagegen erscheint die Lage der aufgefundenen zusammenhängenden Mauern und Strassen in der Gegend des Weissenthurm und an der Nette günstiger der Errichtung eines Castells, von wo aus man die Umgegend beobachten und beherrschen konnte. Man hat von hier die Aussicht über die ganze Fläche des rechten Rheinufer und konnte selbst durch die Rasselsteiner Schlucht das Castell bei Niederbiber sehen, auch das linke Rheinufer überschauen. Die Römerstrasse überschreitet die Nette unterhalb der Netzmühle.«

Von den ausgedehnten Befestigungen Caesars gegen die Trevirer mochte dann Andernach, welches entgegen der vorstehenden Ansicht, als Sperrung des engen Uferdefilees eine vorwaltende Wichtigkeit hatte, seine Abstammung herleiten.

Nach der andern Seite mag das Lager am guten Mann die Flanke gedeckt und, wie bereits gesagt, die Truppen und Arbeiter beherbergt haben, welche vom Oberstrom herabkommenden Zerstörungsmitteln und Angriffen entgegentraten.

Ein viertes Lager würde auf dem Plateau über Weissenthurm zu suchen — aber schwer zu finden sein — da die Aufsuchung sehr lange Schürfgräben verlangte und bei der hohen Lage des Plateaus keine Anflössung stattfinden konnte, welche die Befestigungsgraben etwa gedeckt und bewahrt hätte, im Gegentheil der leichte mit Bimsteinsand gemischte Boden das Verwischen der ehemaligen Wälle und Gräben, sowie die Abflössung sehr erleichtern musste. Wir haben daher im Jahr 1862 auch keinen Versuch in dieser Richtung gemacht.

Gewisse Flurnamen auf dem Nordwestabhang, im Reckenwingert, Campersberg, Aschenstal, Caespütz (das Amphitheater bei Trier heisst Caskeller im Volksmund), so wie fränkische Gräber im Reckenwingert und bei Kettig, auch dass die Stadt Andernach sich einst bis zum Aschenstal erstreckt haben soll, sind allzu vage Angaben, als dass auf sie etwas begründet werden könnte.

Die alte Strasse auf dem Westerwald.

Wir verlassen das linke Ufer, um den wenigen aber inhaltsreichen Worten, die Caesar seinen rechtsrheinischen Kriegsoperationen widmet, sowie den zahlreichen militärischen Anlagen, deren Ueberreste sich auf dieser Seite erhalten haben, näher zu treten.

Wir wissen aus dem VI. Buch 7. Cap., dass die Sueven mit ihren Clientelvölkern vereinigt auf der Gränze eines grossen Waldgebiets, das sich östlich dem Rhein bis zu den Cheruskern erstreckte, und hier

— wir nehmen an es sei in der Gegend von Altenkirchen gewesen — die Römer erwarten wollten.

Caesar stand mit seiner Hauptmacht auf dem rechten Ufer des Neuwieder Beckens.

Er wünschte die Sueven einzuschüchtern, aber in ihr wüstes Waldland einzudringen wünschte er nicht.

Mit seiner dortigen Aufstellung verbindet er noch zwei Zwecke: die Hilfstruppen, welche die Sueven den Trevirern geschickt hatten, und die, da Labienus diese geschlagen hatte, umkehrten, auf ihrem Heimmarsch abzufangen, und zweitens auch den Eburonischen Flüchtlingen durch die Mannschaften, welche er nach Abbruch seiner Brücke an der Uebergangsstelle zurückliess, den Weg zu verlegen.

Dass er diese von ihm ausgesprochene Absicht hegen und mit Erfolg gekrönt hoffen konnte, lehrt uns die Wichtigkeit, ja die Ausschliesslichkeit der Strasse kennen, die er kupperte. Diese läuft unter dem Namen der alten oder der Zollstrasse von Neuwied über Hedesdorf, Niederbiber, Melsbach, Rengsdorf, Bohnfeld, Jarsfeld, Puderbach nach Altenkirchen. Ihre Wichtigkeit ist von unserer Generation längst vergessen und mit mancherlei Correcturen und Abweichungen theilt sie ihre lokale Frequenz mit zwei neuern Parallelstrassen — durch das Saynthal und über die Alteck — aber eine Menge alter Verschanzungen, durch welche sie gesperrt werden konnte, lehren uns ihre Bedeutung für die alte Zeit schätzen. — Wir sind deshalb noch nicht der Meinung, dass diese Verschanzungen von Caesar oder überhaupt alle von den Römern herrühren, sondern glauben, dass sie zum Theil noch ubische gegen die Sueven gerichtete Vertheidigungsmassregeln und selbst weiter noch im Mittelalter benutzte sein mögen, immer aber den Werth nachweisen, den man auf diese Strasse legte.

Schon nördlich von Altenkirchen legt sich eine Walllinie, deren mächtige Profile bei der Honnerather Burg zu sehen und 2 Meilen ostwärts bis Steinbach zu verfolgen sind, quer über die von Norden und Nordosten herziehenden Strassen.

Zwischen Oberwambach, Amteroth und Herpterroth befindet sich eine von Westen nach Osten streichende Aufwallung 30 bis 40 Fuss breit 3 bis 4 Fuss hoch, »was ein Freiheitsweg gewesen sein soll; hat Jemand ein Verbrechen begangen, den Weg erreicht, hat ihn Niemand dürfen fangen«, sagt der Hegemeister Schmalowsky in Altenkirchen 1854.

Eine halbe Meile südlich von Altenkirchen geht eine Wall- und Gebücklinie nördlich und östlich von dem Dorf Lautzert über das

Plateau, welches die Strasse trägt, und schliesst sich westlich bei Neitzert an die Wambach und östlich bei Oberdreis an die Hilgerter Bach. Beide Bäche fliessen in die Holzbach, welche sich in die Wied ergiesst und bei Puderbach durch die Altenkircher Strasse überschritten wird.

Westlich diesem Dorf ist ein im NW. an der Wied endigender Bergrücken durch Wall und Graben gegen einen auf jener Strasse vorüberziehenden Feind gesichert und die Strasse selbst ist südlich von Puderbach und von Daufenbach im Urbacher Wald (der Hein genannt) durch eine Vertheidigungs-Linie gesperrt, welche westlich an der Horhauser Oelmühle beginnt und östlich an der Raubacher Hütte im Holzthal endigt.

Eine vierte oder fünfte Absperrung erfährt die Strasse in der Gegend von Oberhonnefeld, ja diese Absperrung geht nach zwei Seiten defensibel auf einem westwärts gerichteten Bergrücken so weit, dass sie ein grosses Stück der nach Asbach führenden Strasse selbst trägt und schützt, und dann bei der Dreischlag-Capelle mittels einer Walllinie sperrt. Diese zieht von Neschen nach Borscheid, indem sie sich quer über die Asbacher Strasse legt und hier durch einen Rundwall verstärkt ist.

Der Oberstlieutenant Schmid erwähnt östlich der alten von Neuwied nach Altenkirchen führenden Strasse der Altenburg, einer viereckigen Erdumwallung, welche, rechts der von Bonnefeld nach Jarsfeld auf dem Rücken hinziehenden Strasse, so auf dem sanften Südabhang liegt, dass sie den nördlichen nicht sieht. — Sie ist nach Schmid »180 à 160 Schritt (nach unserer Messung auf der Walllinie 136 à 132 Schritt) gross, hat in der Mitte jeder Seite einen Eingang und im Innern ein quadratisches Erdreduit, dessen Seiten 40 Schritt betragen.« Die Lage sowohl wie das Wallprofil, welches die Brustwehr und das Banket der neuern Fortifikation erkennen lassen, gestattet uns nicht der Umwallung ein hohes Alter zu geben und auch nicht in der Erderhöhung ein Reduit zu erkennen.

Es war im 17. Jahrhundert bei den kleinen Landesherrn Mode geworden, neu angelegten Höfen und besonders ihren Jagdetablissemments die Form kleiner Festungen zu geben, sie mit Wall und Graben und holländischen Zugbrücken zu versehen, sie mit einigen Kanonen oder Böllern zu schmücken und bei Serenissimi Anwesenheit mit Schildwachen zu staffiren. (Vergl. Jägersdorf an der Eder und Jägersburg 1609 in »Bilder aus der Hessischen Vorzeit von C. F. Günther, Darmstadt 1852.«) Eine solche intendirte, aber nicht vollendete Anlage

glauben wir in der Altenburg zu erkennen und in dem quadratischen Erdaufwurf, neben welchem ein eben so langer Graben ausgehoben ist, in welchem Basaltblöcke liegen, glauben wir eine begonnene Fundament-ausschachtung für das nicht erbaute Herrenhaus zu sehen. Der Bering ist Wiedisch, während die Angrenzer Privatleute sind. Bei der durch diese unternommene theilweise Einebenung der Wälle fand man eine Schippe und eine Keilhau aufrecht im Boden stehen, mit noch vorhandenen aber vermoderten Stielen.

Wir rechnen daher diese Anlage nicht zu den ernstlichen gegen einen auf der Altenkircher Strasse vordringenden Angreifer gerichteten Verschanzungen.

Diese alten Sperrlinien haben, wenn auch mit etwas verschiedenen Abmessungen das sogleich bei Rengsdorf zu beschreibende Profil.

Die Absperrung bei Rengsdorf, welche sich hier quer über den Bergrücken und die ihn einnehmende alte Strasse legt, ist die letzte ehe diese sich in das Neuwieder Becken hinabsenkt. Sie ist am nördlichen Dorfsaum durch die neue Chaussée verwischt, zieht sich aber von dieser unter der Benennung Unteres Gebück ostwärts bis zu einer kurzen Waldschlucht, welche gegenüber dem Lützelberg in das Mairanthal fällt; westwärts unter dem Namen oberes Gebück geht die Vertheidigungslinie bis zum Schlag, d. h. bis zu der Stelle, wo sie durch die alte von Melzbach heraufkommende Strasse durchfahren wird. Von hier an senkt sie sich unter der Benennung im Hahn (im Hahen, im Hagen) bis zu einem Schieferbruch an der Stienshütte im Laubachthal.

Wir lassen hier in Fig. 13 u. 14 die Zeichnungen und Worte des Herrn Archivrath L. Eltester folgen, welcher im Auftrag unseres Vereins und meinem Wunsche entsprechend die Güte hatte, hier eine nähere Untersuchung vorzunehmen.

Ihre Durchlaucht die Frau Fürstin von Wied hatte zu diesem Zweck dem Verein eine Summe zur Verfügung gestellt und die Herren Vereinsmitglieder Major Scheppe und Pr.-Lieutenant Stier boten mit ihren Erfahrungen und mit 30 Mann des 19. Infanterie-Regiments bereitwillig die Hand.

Der Ort Rengsdorf liegt auf einem weithin das Neuwieder Becken beherrschenden Höhenzug, zwei Stunden von Neuwied und eine Stunde von dem bekannten Römercastell Niederbiber Victoria entfernt, gerade auf dem Plahlgraben und scheint von ihm den alte Befestigungen bezeichnenden Namen Rings-, Rengs-, Rengersdorf erhalten zu haben.

Unter dem Namen »Gebück« durchzieht der Doppelwall des Limes die am Bergabhang zerstreut liegenden Häusergruppen des grossen Dorfes von Osten nach Westen. Die uralte St. Castor geweihte Dorfkirche liegt etwa 5 Minuten südlich hinter der Befestigungslinie, deren Front nach Norden gerichtet ist und etwas tiefer als diese, auf einer nach allen Seiten abfallenden Anhöhe, so dass sie also mit hoher Wahrscheinlichkeit die Stelle eines der kleinen Castelle, Thürme oder Wachstationen einnimmt, welche in bestimmten Abständen überall hinter dem Grenzwall erscheinen. Die Kirche und den Pfahlgraben selbst erwähnt schon eine im Coblenzer Archiv aufbewahrte Originalurkunde des 9. Jahrhunderts (847—863), in welcher Erzbischof Theotgandus von Trier den Zehntbezirk des Altars der Kirche Sancti Castoris in Rengersdorf wörtlich als *de loco Pale* usque ad Rengeresdal — — et deorsum per Biwira usque *Pal* reichend beschreibt (Beyer, Mittelrheinisches Urkundenbuch I. S. 86).

Die von uns in Angriff genommene Stelle war die vom Oberstlieutenant Schmidt (Lokaluntersuchungen über den Pfahlgraben in den Annalen für Nassauische Alterthumskunde Band VI. S. 184) beschriebene und von Dorow in dessen bekanntem Werke über die Alterthümer bei Neuwied sehr ungenau abgebildete »Befestigung am Schlag.«

So heisst nämlich die Stelle der Pfahlgrabenlinie fünf Minuten westlich von Rengersdorf, wo die von Neuwied längs des Römercastells bei Niederbiber und durch das Dorf Melzbach nach dem Westerwalde ansteigende Strasse unzweifelhaft eine uralte Verbindung — den Grenzwall — durchschneidet, wahrscheinlich deshalb, weil der Durchgang durch einen Schlagbaum verschlossen war. [Auch in der neuern Befestigungs- und Belagerungskunst heissen die einzelnen, die Richtung wechselnden Stücke des gedeckten Wegs, der Laufgräben etc. Schläge.] Es ist hier der Doppelwall des Limes trefflich erhalten und liegt ausserdem zur wirksamern Flankirung des Passes eine dreieckige Verschanzung davor, deren Gestalt, die Zeichnung Fig. 13 wiedergibt. Eine an mehreren Stellen vorgenommene Durchgrabung der Wälle und der fast kreisförmigen vertieften Stelle bei A, die man als einen Reduitthurm anzusprechen geneigt war, zeigten keine Spur von Mauerwerk oder sonstiger menschlicher Bewohnung, wohl aber eine höchst sorgfältige Construction der Wälle, die den Schlüssel zu der Thatsache gibt, dass Wälle von relativ so schwacher Anlage, wie die des Limes sich beinahe 16 Jahrhunderte lang in so reinen Profilen erhalten haben.

Die Wälle des Dreiecks sind nämlich kaum 3 Fuss hoch und wahr-

scheinlich nur palisadirte Erdaufwürfe gewesen, die beiden Wälle des Pfahlgrabens selbst dagegen, der innere 8', der äussere 5 Fuss hoch; der Körper derselben war zu einer steinharten Thonmasse geworden, welche aus den Gräben und dem benachbarten Terrain, verwitterter Thonschiefer, angeschüttet und, wie es scheint, im nassen Zustand festgestampft und zu möglichst geradlinigten Profilen ausgeglichen war.

Beim Durchstechen des Profils A B fanden sich Scherben eines aus sehr grobem Thon gefertigten Gefässes, einige Thierknochen und eine zum Kinderspiel gefertigte Thonkugel (Murmel) in bedeutender Tiefe vor.

Die vom Oberstlieutenant Schmidt bemerkten fächerförmigen Aufwürfe nördlich, also vor der Verschanzung, ergaben sich bei unserer Untersuchung als die zwischen den hier nach vielen Richtungen ausgehenden und tief eingeschnittenen Waldhohlwegen stehen gebliebenen natürlichen Rücken. Beim Durchstechen eines solchen kam man nämlich nur wenige Zolle unter der Oberfläche auf den Thonschieferfelsen.«

Wir fügen diesem noch einige, nicht mit derselben Genauigkeit, sondern nur mit dem Messband und ohne Setzwaage aufgenommene Profile, deren Nummern von Osten nach Westen zählen, und zwar Fig. 15 vom untern, Fig. 16 vom obern Gebäck und Fig. 17 von Hahn bei. Wir glauben in diesen Profilen ein ursprüngliches, in Fig. 18 dargestelltes, Normal-Profil zu erkennen. Hiernach besteht die Anlage aus einem Colonnenweg a b, der durch den Wall c und den Graben d gegen den von Norden kommenden Angreifer gedeckt und vertheidigt wird, indem die Vertheidiger auf den Wall treten, und durch eine Lorica e aus Palisaden, Flechtwerk oder Rasen gegen die Geschosse des Angreifers geschützt sind. — Für die Abwässerung des Weges ist durch den Graben f gesorgt. Derselbe dient zugleich dem Wall g als Hinderniss. Dieser Wall hat seine Lorica h sowie einen zweiten Graben i südwärts und schützt die Anlage gegen Umgehung oder gegen Feinde, die anderwärts durchgebrochen sind und etwa beutebeladen über diese Stelle zurückkehren wollen. Der Hauptwall g hat nordwärts keine Lorica, weil er durch den vorliegenden Wall und Strasse (dem Zwinger) den Wurfgeschossen weniger ausgesetzt ist, weil er von dieser Seite zugänglich sein muss für die von der Strasse zurückgedrängten Vertheidiger, und weil diese durch ihre hohe Stellung im Nahgefecht doch ein genügendes Uebergewicht gegen den Angreifer haben. Auch die Vertheidigungslinie des Roman Wall's, zwischen dem Tyne und der Bucht von Solway, besteht aus einer Strasse, welche nach beiden Seiten

durch eine Mauer und Graben, oder Wall und Graben gedeckt und vertheidigungsfähig ist.

Nichts kann besser als diese zahlreichen Absperrungen die Wichtigkeit dieser von Osten in's Rheinthal führenden Strasse beweisen, eine Wichtigkeit, die eben so sehr in ihrer natürlichen Gangbarkeit, in ihrem von der Natur gestatteten sanften Absteigen von der Höhe zum Thal, als in dem Umstand beruht, dass sie in alter Zeit nicht zu umgehen war, wenn man nicht bis in den Taunus oder bis zur Sieg ausweichen und so in neue Schwierigkeiten gerathen wollte. Es erhellt daraus zugleich, wie zweckmässig die Neuwieder Ebene gewählt war, den Verkehr der rechts- und linksrheinischen Völker zu unterbrechen.

Aber auch Caesar selbst bedurfte diese Strasse, auch dann, wenn er nicht die Absicht hatte ihr zu folgen, er musste wenigstens beim Feind die Besorgniss, dass er sie benutzen möge, erwecken, er konnte daher nicht an einer Stelle des Rheins übergehen, wo der Feind durch keine Strasse bedroht, ihn, wegen der Unmöglichkeit seiner leeren Demonstration Folge zu geben, ausgelacht hätte. Wenn es daher gestattet ist, aus der Zweckmässigkeit einer Wahl auf ihre Wahrscheinlichkeit zu schliessen, so trägt diese Strasse nicht wenig dazu bei bei Neuwied Caesars zweiten Rheinübergang zu suchen.

Caesar sagt, dass nachdem er die Brücke geschlagen und auf dem linken Ufer bei derselben eine starke Abtheilung gegen etwaige Angriffe der Trierer zurückgelassen hatte, er mit dem Hauptheere und der Reiterei über den Strom gegangen sei. Dort habe er alle Anstalten für die Verpflegung getroffen und an geeigneter Stelle ein Lager bezogen.

Das einzige Lager, durch das dies geschehen konnte, musste bei Niederbiber liegen, wo die Altenkircher Strasse hindurch läuft. Nur von hier aus konnte man die Sueven, welche die oben beschriebenen Abschnitte überwältigt hätten, zurückwerfen und von einer Ausbeutung des reichen Verpflegsbezirkes des Neuwieder Beckens abhalten. Hier vereinigen sich die Thäler der Wied und Aubach, durch welche etwa Streiftrupps sich durchzuschleichen versuchen konnten. Von hier aus konnte man die Rheinbrücke im Auge behalten.

Den Ubiern gab Caesar den Befehl, ihr Vieh und alle ihre bewegliche Habe vom offenen Land in die Oppida zu schaffen, in der Hoffnung, die rohen Sueven durch Mangel an Lebensmitteln zu einer Schlacht zu vermögen.

Unter diesen Oppida sind wir gewohnt, wo solche vorhanden,

vorzugsweise Ringwälle auf Berggipfel zu verstehen. Wo aber wie hier so häufig schluchtige Thäler mit steilen Felshängen halbinselförmige Bergrücken fast ringsum unersteiglich machen, und es nur einer kurzen Befestigung quer über den schmalen Berghals bedarf, da nehmen die Oppida diese Form an, und wir erkennen sie in solchen Lagen und den zum Theil noch erhaltenen Wallabschnitten wieder. Wir nennen nur aus der nähern Umgebung des Neuwieder Beckens: a) den Ehrenbreitstein mit dem Wallabschnitt am Elling, der sich in der Richtung von Niederberg nach Urbar zieht; b) den Bergrücken zwischen der Sayn und Brexbach, an dessen äusserster Spitze die Burg Sayn liegt und dessen Wallabschnitt dicht südlich von Stromberg durch den Pfahlgraben benutzt worden ist; c) den Bergrücken, dessen Endspitze die Burg Isenburg einnimmt und welcher seine Absperrung bei Kleinmaiseid hatte; d) ein Bergplateau, das bei Grossmaiseid im Distrikt Saberscheide durch den Tiefengraben abgesperrt wird; e) den Bergvorsprung, auf welchem über dem Aubachthal die Burg Braunsberg liegt; f) der Rücken zwischen dem Aubach- und Mairansthal, auf dem die Burgstrasse zu einem Distrikt auf der alten Burg führt und das Burgköpfchen nordöstl. davor; g) zahlreiche Rücken zwischen den rückläufigen Windungen der Wied, wie Altwied; h) eine Berghalbinsel südlich von Niederbreitbach und andere. In dieser Gegend finden sich auch noch einige ringförmige Umwallungen auf Bergen und zwar: der Staaler Kopf, der Wildscheider Kopf, der Bennauer Kopf, der Limbergs Kopf und der Bertenauer Kopf (sämmtlich in der Bürgermeisterei Neustadt), sowie der Wachtbergskopf und das Rossbacher Häuptchen in der Bürgermeisterei Waldbreidbach und endlich der Hummelsberg, $\frac{1}{2}$ Meile nordöstl. von Linz. Aber wir glauben zu diesen festen Orten, in welche die Ubiar vom Lande ihre Fahrnisse bringen mussten, auch die kleinen Rheinstädtchen und Ortschaften und ihre Burgen rechnen zu können, wie Leutesdorf, Hammerstein, Hönningen mit Argenfels, Linz, Erpel, Unkel und die festen Berge des Siebengebirgs, namentlich den Petersberg und die Wolkenburg. Auch die oben als Querabschnitte der Altenkircher Strasse bezeichneten Verschanzungen sowie die zahlreichen Wallgraben, welche vom Neuwieder Becken zum Siebengebirge ziehen und nicht alle als Theile des Limes anerkannt werden können, erfüllen auch den Zweck gewisse Terraintheile ausserhalb der feindlichen Gewalt zu erhalten. Wir sind der Meinung, dass sowohl durch diese Verschanzungen als durch die Oppida, welche von den Ubiern vorwärts des Neuwieder Beckens besetzt waren, und von denen aus sie die Sueven beob-

achten und aufhalten konnten, Caesar sehr an Sicherheit gewann und der Ehre, einige Zeit auf dem rechten Rheinufer den Feind erwartet zu haben, keine zu grosse Opfer zu bringen hatte. Namentlich glauben wir, dass die Ueber auch den Rennweg, der parallel dem rechten Rheinufer auf den Höhen läuft und von Rockersfeld auf dem Rücken zwischen Rothenbach und Wollendorf in die Ebene hinabsteigt, so besetzt hielten, dass die Römer auf dieser zudem noch sehr zurückgezogenen Seite von den Sueven nichts zu befürchten hatten.

Caesar konnte sehr wohl hoffen, die Sueven zu einem unüberlegten Angriff zu bewegen, indem er ihnen die Zufuhr von Getreide aus der reichen Rheinebene abschnitt. Als wir im Sommer 1862 in jener Gegend herumwanderten, begegneten uns oft junge Knaben, die Morgens um 3 Uhr von Dierdorf, Puderbach und andern auf dem Westerwald gelegenen Ortschaften fortgegangen waren und nun mit 1 oder 2 Laib Brod, die sie in Neuwied oder Heddesdorf gekauft hatten, zu den Ihrigen zurückkehrten, und dies wöchentlich 2 oder 3 Mal wiederholten. Wir hatten den jungen Sueven auf seinem Gang zu dem ublichen Bäcker leibhaftig vor uns.

Das Castell von Niederbiber.

Die Vorhöhe, auf welcher die Altenkircher Strasse herabläuft, bildet, ehe sie mit steilen Rändern gegen das Wied- und Aubachthal endigt, ein etwa 60 Fuss über diesem gelegenes Plateau, dessen Südspitze die Kirche einnimmt, während das Dorf Niederbiber sich auf dem Abhang zur Aubach angebaut hat. Dahin wendet sich die Strasse, um dies Wasser zu überschreiten und sich in zwei Richtungen zu spalten, davon die eine ostwärts sich in dem Prozessionsweg fortsetzt, die andern aber die Höhe Tournay, Heddesdorf erreicht.

Auf der Hochfläche erhob sich nördlich der Kirche noch vor wenigen Jahrzehnten ein formloses mit Dornen bewachsenes Gemäuer, das man die Altburg nannte und welches die Mitte des Castells bezeichnete. Die Lage seiner Umfassung auf dem Südende des Plateaus kann durch folgende Angaben näher bestimmt werden. Seine Westseite folgt dem Plateaurande gegen die Wied, seine Ostseite der alten Strasse, seine Nordseite einem Weg und Thälchen, die sich mit dem Hirschgraben vereinigen; und seine Südweststrecke ist 425 Schritt von dem Kirchenchor entfernt.

Auf der von Obstbäumen beschatteten und fleissig bebauten Flur ist heute keine Spur mehr von dem zu entdecken, was hier einst stand.

Ein Pfad auf der Nordseite, der dem ehemaligen Grabenrand folgte, einige Bodeneinsenkungen, wo man Steine ausbrach, Schiefer, Ziegel und Mörteltrümmer sind alles, was davon zeugt. Bei unserm wiederholten Dortsein konnten wir, da man Steine zum Wegbau suchte, ein Stückchen Mauer der Nord- und eines der Weststeite sehen und zur genauern Festlegung des Castells auf Plan Fig. 19 benutzen.

Bei dem hohen Interesse, das dies Castell für die Rheinische Geschichte hat, und bei den vielen Fragen, welche Dorow's Beschreibung desselben unerledigt lässt, mag es gerechtfertigt sein auf das zurückzugreifen, was sich hierüber aus der Hoffmann'schen und noch frühern Zeit im fürstlichen Archiv zu Neuwied erhalten hat.

Im Jahr 1759 forderte Graf Wilhelm von Wied den Pastor Breusing in Niederbiber und den Pastor Caesar in Heddesdorf auf zu berichten, was sie über die dortigen Alterthümer wüssten.

Ersterer berichtete unterm 31. April 1759. »Es ist traditio majorum, dass von Oberbiber bis Andernach eine Stadt gestanden hat, Halla am Rhein genannt. Dass dies wahrscheinlich, geht daraus hervor: denn erstens stehen die Thürme der Capelle von Oberbiber, der Kirche von Niederbiber, der Feldkirche und der Pfarrkirche von Andernach, alle in der accuratesten Linie; zweitens in Oberbiber sollen nichts als Wollenweber gewohnt haben; drittens auf dem Berg zwischen Heddesdorf und Niederbiber ist eine Grube genannt Arztgrube, weil daselbst die Aerzte mit den Kranken des Heeres gelegen, welches die Stadt Halla zerstört hat; viertens nennt man den Feldherrn, der die Stadt zerstört, Tournein, soll vielleicht Tournay heissen, davon das Wäldchen bei Niederbiber den Namen auf Tournay führt. Auf der Altenburg, das ist das Castell bei Niederbiber, hat ein Palast gestanden; man sollte ihn doch näher untersuchen.«

Dies scheint geschehen, mancherlei gefunden und darüber mündlich berichtet worden zu sein. Im Oktober meldet Breusing, dass er beim zweiten Durchschlag durch die Altenburg abermals eine Mauer 11 Fuss von der ersten entfernt entdeckt, geschmolzenes Zinn, eine Waage, einen Garzhaken, einen Dreifuss, Nägel allerlei Gattung, ein von Kupfer gegossenes Brustbild oder Götzen (auch das »Obergehäng von dem Götzen« fand sich später) gefunden habe. Der Ort, da wir jetzt seien, komme ihm bedenklich vor, er ist ein Stockwerk tief und wie er glaubt mitten im Palast, doch findet er hier nichts als Dachpfannen, Kohle und Asche, als ob das Dach mitten in die Flammen gefallen sei.

Es scheint doch mancherlei gefunden und auch verschleppt worden zu sein. Denn auf die Frage des Grafen, ob Breusing alles bei der Altenburg zu Niederbiber Gefundene wieder bekommen habe, antwortete derselbe Nein; Professor Fabricius habe die Sachen seit zwei Monaten und brauche Zeit, da er nicht nur in alter Geschichte, sondern auch in Sprachen und jetzt (11. Jan. 1762) als Dolmetscher mit den Franzosen viel zu thun habe. Der Sekretair Caesar habe übrigens das Basiment der im Schloss verlorenen Statue mit der Schrift *Deo Mercurio domestico — Justus fecit* richtig überliefert. Dieselbe scheint überhaupt verloren.

Der Graf hatte bereits im Januar 1760 verschiedene Gelehrte um Auskunft aus den Scriptoribus über Niederbiber oder Halla gefragt, namentlich von Hösch in Unkel, von Buri in Neuhof, Klotz in Esslingen und seinen Gesandten v. Pistorius beim Reichstag in Regensburg. Neben ziemlich nichtssagenden Antworten der erstern schreibt Pistorius verständig, man solle sammeln und zusammenstellen, die Leute gut bezahlen, die etwas brächten, auch unbedeutende Sachen nicht zurückweisen. Er empfiehlt Döderlin's Teufelsmauer, Schöpflins Alsatia, und Hontheim und stellt auf, die Altenburg möge wohl mit einem römischen Vallum von Niederrhein zum Main zusammenhängen. Doch sei noch kein Grund eine, geschweige zwei Städte Halla oder Herrsburg anzunehmen.

Herrsburg soll nämlich das heutige Heddesdorf geheissen haben. Ueber dasselbe berichtet der Pastor loci Caesar unterm 20. April 1769. Die Flur, deren Breite von dem Hofgrund oder der Höhe, die dagegen liegt, wo die Neuwieder Landstrasse sich in den Weg nach Rasselstein oder durch das Thal nach Niederbiber und in den nach dem Wemig (über die Höhe nach Niederbiber) theilt und deren Länge von Heddesdorf bis über den Bering geht, also überhaupt eine Fläche nördlich von Heddesdorf ist, überdeckt mit kleinen Wacken, Bruchsteinen und Ziegel, in der Erde sind hin und wieder gewölbte Keller, Fundamente von Gebäuden, Stadtmauern und Thürmen gefunden worden. Es ist wahrscheinlich, dass die Trümmer von einer Stadt herrühren, welche die Deutschen unter römischer Botmässigkeit gebaut haben, sie zeigen eine schlechte nicht römische Bauart; in den Mauern findet man statt des Speises Leim, und wo man etwas Kalk verspürt ist er sparsam angewendet und mit Lehm vermenget; Bruchstein, Wacken und Tuffstein liegen durcheinander, die Steine sind nicht einerlei Art wie vermögende Bauherrn bauen. Die Stadt wird Heresstadt genannt.

Fügen wir dem hier gleich bei, was Hoffmann sagt, dass man in Heddesdorf durchkreuzende gepflasterte Gassen und in 10' Tiefe Fundamente, Gefässe- und Ziegelscherben und römische Münzen fand und dass beim Bau daselbst 12 Karren voll viereckig behauene Tuffsteine zu Tag gefördert wurden. Es fanden sich schlechte Gebäude aus Wacken und Lehm, aber auch »Paläste«, namentlich bezeichnet er einen solchen 180' langen auf einer Anhöhe mit der Front nach dem Rhein gerichteten und einen andern, dessen Fundamente aus gehauenen Tuffsteinquadern bestand, deren einer von 3' 3" Länge, 2' 1" Breite und 1' 2" Höhe die Inschrift COH XXI, ein anderer die Inschrift COH VI trug. Einen dritten mit der Inschrift XXVI hielt er für die Base eines Meilensteins.

Dass längs der Strasse zwischen Heddesdorf und Neuwied zahlreiche römische Gräben gefunden worden, haben wir bereits gesagt, und dadurch auch von dieser Seite constatirt, dass hier eine römische Strasse und nahe dabei eine grosse römische Niederlassung bestand.

Die Lust an Ausgrabungen scheint allmählig aufgehört zu haben und die Sachen einigermassen in Vergessenheit gerathen zu sein, so dass Hoffmann schreiben konnte, er habe im Februar 1791 durch Zufall grosse Ueberreste bei Niederbiber entdeckt. Eine ausgezeichnete Frau, die Fürstin von Wied, geb. Fürstin von Wittgenstein-Berleburg, welche damals die Regierung für ihre minderjährige Söhne führte, interessirte sich lebhaft und werktätig für die dortigen Ueberreste und ihrer Erforschung.

Im Sommer 1791, sagt Hoffmann, sah man auf den Feldern bei Biber, was man wohl selten gesehen hatte, eine deutsche Fürstin, Prinzessinnen und Hofdamen mit der Schaufel in den Händen die ehrwürdigen Ueberreste der Römer, die beinahe 15. Jahrhunderte in der Erde vergraben lagen, wieder an das Tageslicht bringen helfen, Prinzen, ein alter 70jähriger Generallieutenant und die angesehensten Personen fuhren Schubkarren und schafften fort, was die Damen ausgegraben hatten.

Seit jener Zeit wurden von Hoffmann bis zu seinem Tode 1820, dann von Professor und Archivrath von Knopäus hier und anderwärts (bei Heddesdorf, an der Nette, und 1827—28 zwischen Bassenheim und Mühlheim) die Ausgrabungen fortgesetzt, mit Heyne in Göttingen und Mathiae in Mainz correspondirt und um 1802 mit den Herausgebern des Millin'schen Magazins verhandelt, ob man mit einem durch Subscription aufzubringenden Capital von 9000 fl. fortfahren

wollte. Es erschienen Aufsätze im Recueil des mémoires et actes de la société des sciences et arts du Département du Mont tonnerre I, im Rheinischen Archiv 1811, 12, 13; im Göttinger gelehrten Anzeiger 1811, 1812; im Mercure du Département de la Roer 1812. Sie sind aber sehr mager an Thatsächlichem, dies ist selbst grösstentheils ungenau, und sie verwenden das wenige frischweg zu allen möglichen historischen Deductionen, so dass ihre Lektüre nur geringe Ausbeuten liefert.

Was man wirklich aufzeichnete, und wonach Hundeshagen in Dorow's römischen Alterthümern den Grundriss des Castells zusammenstellte, ist Folgendes.

Man fand auf der Westseite nach dem Wiedthal hin unfern der Südwestecke die beiden Seitenmauern eines Thores, das man porta quintana sinistra nannte, einen Mauervorsprung im nördlichen Drittel der Ostseite, welchen Hoffmann für einen Mauerthurm, Hundeshagen für die porta principalis dextera hielt, die beiden Seiten der nördlichen porta praetoria und die westlichen Theile der porta decumana. Man grub die vier zugerundeten Ecken mit ihren Eckthürmen, einen zwischengelegenen Mauerthurm, der im südlichen Drittel der Ostseite, und mehrere Stücke der Umfassungsmauer aus und ergänzte hiernach die übrige Mauer und Mauerthürme sowie die übrigen Thore und Thorseiten.

Man erhielt so ein Rechteck Fig. 19, welches in den Aussenkanten der Umschliessungsmauer gemessen nach dem Hundeshagen'schen Plan 820' lang (= 862 römische Fuss oder pedes) und 632' (665 pedes) breit war. Diese Mauer hatte nach unserer Messung 5' 2" (= 5½ pedes) Stärke und war nach Hundeshagen's Plan im Lichten mit 45 pedes Radius auf den Ecken abgerundet.

So lagen die porta praetoria und decumana in der Mittellinie der beiden supponirten portae quintanae 275 Fuss, die der beiden supponirten porta principalis 470 Fuss von der Innenseite der südlichen Mauer entfernt.

Der Bau der porta decumana Fig. 20, ausgegraben 1801, stellte sich als ein Rechteck von 62 pds. (römische Fuss) Frontlänge (W.-O.) und 40 pds. Tiefe dar, welches nach Innen und Aussen 17½ pds. vor die Mauerflucht vorsprang, und durch welches der 12 pds. breite Thorweg führte. Das neben demselben übrig bleibende Mauerwerk 25 à 40 pds. war somit geräumig genug, um darin ebener Erde auf jeder Seite ein Wachtlokal anzunehmen, was bei allen übrigen Thoren nicht der Fall ist.

Die porta praetoria Fig. 21, gleichfalls 1801 von Hoffmann ausgegraben, bildet ein Rechteck von 22½ pedes Breite (S.-N.) und 35 pedes

Frontlänge, welches eben so weit nach Aussen als nach Innen vorspringt, nämlich $11\frac{1}{4}$ pedes von der Mitte der Umschliessungsmauer gerechnet, und durch welches der 14 pedes weite Thorweg führt. Dieser war mit einem Estrich aus Bachkiesel und Kalk chaussirt und zog sich noch unter einem Trassquader von 2' Dicke hin, welcher den letzten Rest der Thorbekleidung bildete. Weil man bei der Ausgrabung auf einem Umkreis von 40 Fuss um das Thor alles mit Tuffstein- (Trass-) Abfällen übersät und auch noch einen solchen Tuffquader an seiner Stelle am Thorbau antraf, so vermuthete man, dass dieses Thor und ohne Zweifel auch die andern aus Tuffsteinen erbaut gewesen seien, und dass man im 12. Jahrhundert, als der Kirchthurm von Niederbiber erbaut wurde, die Steine dazu hier entnommen und zugerichtet habe. Dieser wohlerhaltene Thurm ist ganz aus Tuffstein erbaut und sein Sockel mit römischen Ziegeln ausgeglichen. Darin mag der Grund liegen, weshalb man im Castell nur mehr 2 Fuss Mauerwerk über dem Thorweg, darunter ein Quader von 5' 5" à 2' 7" und 2' Höhe mit der Inschrift XXV, fand.

Ein westliches Thor, die porta quintana sinistra genannt, Fig. 24, wurde von Hoffmann 1813—14 aufgefunden, ihre ganze Tiefe (W.-O.) betrug $22\frac{1}{2}$ pds. wie die der porta praetoria, während ihre Frontlänge (N.-S.) ebenfalls nur $22\frac{1}{2}$ pds. gewesen zu sein scheint, und ihr Thorweg 12 pds. Weite hatte. Dem entsprechend wurde von Hundeshagen auch eine porta quintana der Ostseite eingetragen. Von der porta principalis dextera fand Hoffmann die südliche Thorseite, und hielt sie für einen Thurm, da sie, wie diese gleich zu besprechenden, 7 pds. vor die Mauer vortrat und 10 pds. breit war. Wirklich nachgewiesen ist daher dieses Thor nicht, sondern nur von Hundeshagen mit 12 pds. Thorweite eingetragen und ihm entsprechend auch eine porta principalis sinistra angenommen worden.

Wir sind der Meinung, dass Hoffmann hier Recht hatte, dass an dieser Stelle, welche der Dorow'sche Plan als porta principalis bezeichnet, überhaupt kein Thor gestanden hat — und dass solche Seitenthore nur da vorhanden waren, wo sie durch die Ausgrabungen nachgewiesen und auf dem Dorow'schen Plan mit porta quintanae bezeichnet sind. Wir stützen uns hierbei namentlich auf das Castell Salburg bei Homburg, wo gleichfalls nur ein Thor auf jeder Seite vorhanden war.

Im Gegensatz mit der neuern Fortification, welche dem Feind wegen der Feuerwirkung gern eine breite Front zukehrt — sind alle

römischen Lager so eingerichtet, dass eine kurze Seite des rechtwinkligen Grundrisses zum Feind hingewandt ist. Die Vertheidigung der Lager, wo sie in den Commentaren vorkommt, endigt immer siegreich damit, dass, wenn der Feind im Sturm auf die Front verwickelt war, die Vertheidiger aus den weiter rückwärts liegenden Seiten oder Hinterthoren einen Ausfall machten, den Feind in den Flanken angriffen und von seinem Frontalsturm abquetschten. In dieser Taktik lag der Grund, wesshalb die Angriffsseite nicht zu lang und wesshalb die Ausfallthore ihr nicht zu nahe sein durften, also im hintern Drittel der langen Seiten lagen; so finden wir es in der Salburg und in dem Castell am Zugmantel an der Wiesbaden-Limburger Strasse und, wenn wir die nicht nachgewiesenen bei Dorow portae principales genannten Thore weglassen, auch bei Niederbiber.

Wenn wir das römische Cöln ausser Vergleich lassen, Coblenz aber mit einschliessen, so ist das Castell von Niederbiber bei weitem das grösste am Rhein, wie aus der Zusammenstellung Fig. 28, im selben Maassstab von 1 : 5000, zu ersehen ist. Im selben Maassstab sind auch die Castelle von Niederbiber und am guten Mann gezeichnet.

Wollte man aus der Grösse des Castells unmittelbar seine Besatzungsstärke berechnen, so mag man dies mit der von Rüstow aufgestellten Formel versuchen, wonach $S = 100 \sqrt{a}$ oder $a = \frac{S^2}{1000}$ ist; hierin bedeutet S die Seitenlänge eines quadratischen Lagers in Fussen, und a die Anzahl von Cohorten (zu 300 bis 360 Mann) die es besetzen. Das Castell von Niederbiber enthält $862 \times 665 = 573230 \square' = S^2$, hieraus ergibt sich $a = 57$ Cohorten, das sind über 5 Legionen, ein Truppencorps, wie es Caesar (VI 5) eben an den Rhein geführt hatte. Wir sind jedoch nicht gewillt, hieraus einen neuen Beweis, dass dies Lager das Caesar'sche sei und uns selbst seine Grösse erhalten habe herzuleiten, doch mag es gestattet sein, über sein Verhältniss zu seiner Besatzung und den umliegenden in späterer Zeit dem römischen Interesse verbundenen Ansiedlungen noch einige Worte zu sagen.

In Northumberland findet man längs des römischen Grenzwalles alle römischen Meilen (2000 Schritt) ein Castell von 60 bis 70 Fuss Seitenlänge — die Meilencastelle der englischen Archäologen — solche, jedoch nicht in gleicher Regelmässigkeit, finden sich auch längs des Pfahlgrabens im Odenwald, Taunus und Einrich. Es sind diess, wenn wir die mehrstöckigen Wachtthürme ausnehmen, die kleinsten römischen Befestigungswerke. Ein solches Castell hat 240 bis 280

laufende Fuss entwickelte Vertheidigungslinie und kann in zweigliedriger Stellung mit 6 Fuss Kampfraum für jeden Mann in Front durch 80 bis 90 Mann besetzt werden. Der innere Raum beträgt, wenn wir Wallkrone und innere Böschung mitzählen, 3600 bis 4900 Quadratfuss und gewährt jedem jener 80 bis 90 Mann 45 bis 54 Quadratfuss Lagerraum; auch 100 und selbst 120 Mann würden darin noch genügenden Lageraum gefunden haben. Da man nun die Leute nicht aus ungegliederten Haufen nur abzählt, um sie zu verwenden, sondern ihre taktische Gliederung beibehält, um sie nicht aus ihren Corporalschaften, Zügen, Compagnien zu reissen, so liegt die Vermuthung nahe, dass jene Meilencastelle auch immer von einer taktischen Einheit, welche die oben berechnete Länge der Vertheidigungslinie und die Grösse des Lagerraums am nächsten erfüllte, besetzt war, hier also von dem Manipel d. i. dem dritten Theil einer Cohorte. Auch ist die Art wie der Manipel sein Lager besetzen konnte mit seiner taktischen Gliederung in bester Uebereinstimmung. Der Manipel hatte 10 Mann Front und 10 Mann Tiefe; und nimmt in der Kampfstellung à 6 Fuss Distanz pro Mann 60 Fuss Breite und Tiefe ein. Das 1. und 2. Glied nahm die eine, das 3. und 4. Glied die zweite, das 7. und 8. die dritte und das 9. und 10. Glied die vierte Lagerseite ein, während das 5. und 6. Glied als Reserve und für Ausfälle bestimmt war. Wir können diese Meilencastelle daher auch Manipelcastelle nennen.

Im Odenwald, Taunus und Einrich finden wir jedoch noch häufiger eine zweite Grösse von Castellen, von denen wir einige in Fig. 28 mit M bezeichnet dargestellt haben, sie haben ungefähr 100 Schritt oder etwa 250 Fuss im Quadrat, also eine Vertheidigungslinie von 1000 Fuss Entwicklung mit einem Lagerraum von 62500 Quadratfuss. Zur Besetzung der Vertheidigungslinie genügen etwa 333 Mann oder 1 Cohorte (von 300 bis 360 Mann), wir nennen sie daher Cohortencastelle.

Das Castell am Zugmantel auf der Wiesbaden-Limburger Strasse misst 1600 Fuss Vertheidigungslinie und würde demnach 1 Cohorte und 2 Manipel, oder auch 2 Cohorten bedürfen, von welchen 1 Manipel in den Ringwall detachirt war, der vor dem Castell am Eintritt jener Strasse in den Pfahlgraben liegt. Das Castell Victoria hatte bei ungefähr 3000 Fuss Vertheidigungslinie eine Besetzung von mindestens 3 Cohorten nöthig, bedurfte aber bei seiner Wichtigkeit als Reserve und zu Ausfällen wohl auch eine Besetzung von 5 Cohorten oder $\frac{1}{2}$ Legion. Diese erfüllten bei dem reichlichst bemessenen Lagerraum selbst von 55 Quadratfuss pro Mann noch kaum den 5. oder 6. Theil der Grund-

fläche des Castells und es erklärt sich daraus auch die Grösse der nicht für Soldatenquartiere bestimmten Bauwerke in Victoria.

Wir haben gesehen, dass unter den in den Trümmern gefundenen Alterthümern viele Götterbildnisse, Weihaltäre und Votivstücke waren, welche uns zeigten, dass hier die Cultusstätte einer ausgebreiteten nach römischer Weise organisirten Bevölkerung war, dass wir hier also auch deren Mittelpunkt, deren Zufluchtsstätte, oder, wie man es für die Landeseingebornen nannte, deren Oppidum vor uns haben, und dass die Civitas victoriensis das Recht und die Pflicht hatte sich in Zeiten der Gefahr in dem Castellbering um seine Lokal-Gottheiten zu schaaren und sie und sich zu vertheidigen. Möglich, dass Caesar hier schon ein Oppidum fand, in das er wie in Aduatuca sein Lager legte und dass der Hirschgraben, dessen Spur wir vor der Nordseite des Castells wahrnehmen, das Altubische Oppidum abschloss.

Vor die Mauer traten nach einer Hoffmann'schen Skizze und nach dem Plan von Hundeshagen 38 viereckige Thürme, Fig. 25, 26, von nur 10 pedes Breite 7 pedes vor. Sie sind, was sich bei den geringen Abmessungen von selbst versteht, voll gemauert. Sie sind auf des letztern Zeichnung so vertheilt, dass auf jeder abgerundeten Ecke, hier durch Nachgrabungen nachgewiesen, ein solcher vortritt; die andern aber theils nach Analogie der Thore, theils nach der Auffindung eines auf der Ostseite (130 pds. von der Südseite entfernt) gelegenen vorausgesetzt und mit 68 bis 80 pds. Abstand eingezeichnet worden sind. Nachgewiesen ist daher nur dieser und die vier auf den Ecken.

Wir wenden nichts gegen die Thürme ein, so sehr wir auch bedauern sie nicht bestimmter, wie hier geschehen, constatiren zu können. Ueber ihre Bedeutung werden wir durch das Castell von Wiesbaden aufgeklärt. Mit der Aussenfläche der Mauer bündig, aber nach Innen einspringend, sehen wir hier in Abständen von 60 Fuss viereckige Thürme von 15 Fuss Quadratseite; sie lehren uns wie man eine Bestreichung der Mauer nicht nöthig fand. Da die Vertheidigung des Mauerfusses direkt durch die Mannschaft, die sich aus den Zinnen vorlegen konnte, viel wirksamer möglich war. Aber man wollte sich durch Thürme überhaupt Festpunkte schaffen, auf welchen man zugleich mehr Raum zur Aufstellung der verschiedenen Schiess- und Wurfmaschinen hatte.

Der von Hundeshagen seinem Plan beigefügte Durchschnitt stellt nicht die Thatsache, sondern seine oder Hoffmann's Meinung dar. In Fig. 27 ist ein Profil gegeben, wie wir dasselbe im Jahr 62, als man dort Steine ausbrach, messen konnten. So viel ihm fehlt, so gibt es

doch einige nicht unwichtige Thatsachen. Es zeigt wie in eine $2\frac{1}{2}$ Fuss tiefe und $6\frac{1}{2}$ Fuss breite senkrecht in die Ackererde und in den darunter anstehenden Bimssteinsand eingeschnittene Fundamentgrube, das Fundamentmauerwerk ein grober Beton aus Steinbrocken von Handgrösse und Kiesmörtel eingefüllt und, ohne sichtbare Schichten zu bilden, wohl auch eingestampft worden ist. Darauf ist die $5' 2''$ dicke reine Mauer in 6zölligen Zeilen und, wie es scheint, doch ehemals nicht sichtbar, äusserlich als opus incertum aufgeführt. Nach Professor Mathiae (Ueber die Zerstörung der Römerstädte p. 37) »war sie mit einer feinen Tünche (Verputz), aus Kalk und Sand bestehend, überzogen und weiss angestrichen. Auf diesem Ueberzug sah man rinnenförmige Vertiefungen, dunkelroth gefärbt und vollkommen erhalten. Die Zwischenräume zwischen den vorgedachten Rinnen waren durch andere auf diese perpendicularfallende rechtwinklig getheilt, so dass es den Schein gewann als sei die Mauer von gehauenen weissen Steinen aufgeführt und dieselbe durch einen rothen Mörtel mit einander verbunden worden.« Sicherlich hätte diess nicht stattgefunden, wenn das Mauerwerk an der Aussenfläche einen regelmässigen Verband gehabt hätte. Die Ausführung und der Mörtel ist gut und bei weitem besser als an der Salburg.

Man sieht ferner aus Profil Fig. 27, dass wenn ein Graben vor der Mauer war, dessen Sohle wenigstens nicht unmittelbar daran stiess, denn vor derselben bei a liegen die drei Bimssteinschichten ganz ungestört, bestehend aus feinem lockern Sand und einer kompakten Schichte Bimssteinstaub oder Schlick und aus einer Schichte lockern grossen Bimssteinstücken über derselben, wie sich diese Reihenfolge in der ganzen Gegend findet. Innerhalb der Mauer liegen auf der Ackererde, welche den alten Bauhorizont darstellt, Steinabfälle, wie sie während des Baues entstand und liegen geblieben sind.

Auf diesen liegt unreiner mit Erde vermischter Bimssteinsand, der wahrscheinlich nicht dahin geflösst, sondern daselbst angeschüttet worden ist; denn wenn wir die Mauerstärke betrachten, so erkennen wir, dass sie nach römischen Grundsätzen zu gering war, um eine Zinnenmauer und einen Wehrgang zu tragen. Römische Befestigungsmauern, welche unzweifelhaft diesen Zweck hatten, sind nicht unter 7 Fuss stark, die von Wiesbaden haben $7'$, von Cöln $7' 7''$, von Kreuznach über $7' 6''$, von Boppard $9'$, die der Castelle am Roman Wall in England $9'$, die Mauer nördlich der porta nigra in Trier hat $10'$ Dicke. Dagegen haben die Castelle im Odenwald und das Castell Salburg bei Homburg bei 5 Fuss Stärke eine Wallanschüttung dahinter zu stützen,

auf welchem der Wehrgang hinläuft der vorne durch eine Zinnenmauer von 2 oder $2\frac{1}{2}$ Fuss Stärke geschützt war. Wir entnehmen letzteres Maass aus dem Maass der Zinnendecksteine von Hedderheim, da Knapp (römische Denkmale des Odenwalds) zwar die Decksteine, aber ohne Maassangabe dargestellt hat. Wir schliessen daher auch für Niederbiber aus der geringen Mauerstärke auf einen Erdwall dahinter, welcher dieser Stärke entsprechend eine Höhe von 15 Fuss erreichen durfte. Hoffmann hat offenbar aus andern Indizien gleichfalls eine Erdanschüttung hinter der Mauer angenommen, und daran sein von Hundeshagen dargestelltes Profil ganz im Sinne der neuern Befestigungskunst angeordnet. Er behandelt die Mauer als eine Brüstungsmauer oder Brustwehr, hinter welcher die Leute auf einem Banket stehen. Er entnimmt hierzu den Boden aus einem Graben, der den Wall von der Lagergasse trennt, und ordnet über demselben immer den Thürmen gegenüber Rampen an, um an das Banket zu gelangen. Diese Rampen aber, obschon sie richtig gezeichnet sind, missversteht Hundeshagen, indem er sagt: Nach Hoffmann's Angabe sei rund um die innere Mauerseite des Castells ein aufgeworfener abgeböschter Weg über das Banket gegangen, in welchen sich einspringende viereckige, gleichfalls abgeböschte aufgeworfene Plätze (es sind die Rampen) befanden, eben so wie an der äussern Seite vorspringende Thürme. Hoffmann legt im Sinne der heutigen Fortifikation jenseits des Grabens einen gedeckten Weg und ein Glacis, so bildete es Dorow ab. Diess Glacis, welches heute den Zweck hat die Mauern vor Breschschüssen aus der Ferne zu decken und die Schüsse des Vertheidigers rasant zu machen, ist eben so wie der gedeckte Weg jenseits des Grabens in der antiken Befestigungskunst ganz ohne Zweck und ohne Beispiel.

Gar sehr zu bedauern ist, dass unter allen historischen Spekulationen Hoffmann's sich kein Stückchen Papier findet, welches uns einen treuen Durchschnitt wenn auch nur einer Castellseite gäbe; sie hätte mehr Werth als alles Jenes. Nirgends mehr als bei archäologischen Untersuchungen ist die Trennung von Thatsache und Meinung nöthig, weil jene nur zu leicht unwiederbringlich verloren gehen, und es erfasst uns ein gewisser Aerger, wenn wir im Durchsuchen jener Papiere auf die Frage: was ist nun wirklich? keine Antwort erhalten.

Wenn wir zugeben, dass Hoffmann nicht in der neuern Fortifikation allein, sondern auch in wirklichen Beobachtungen Grund für die Annahme einer Erdanschüttung innerhalb der Mauer gefunden hatte,

und wenn wir eine solche sowohl aus der Mauerstärke als aus den Castellen im Odenwald und der Salburg gleichfalls annehmen müssen, so erhält diese Anschüttung, dieser Wallgang nach beiden Vorkommnissen, eine Höhe von 8 bis 10 Fuss und liefert bei einer ungefähr gleichen Breite und einer Böschung mit genügend grosser Anlage eine Quantität Boden, welche im Verein mit den Mauertrümmern und der dort keineswegs unmöglichen Anflössung von Aussen das Innere des Castells mehrere Fuss über den alten Horizont decken konnte.

In Fig. 23 haben wir versucht einen Durchschnitt des Walles mit einer Seitenansicht der porta praetoria, Fig. 26, desgleichen mit einer Seitenansicht eines Mauerthurmes und Fig. 22 die hintere Ansicht der porta praetoria mit dem Anschluss des Walles und mit einer Andeutung der Treppe, welche zur Wehrplatte des Thores führt, zu geben, wobei nur die eingeschriebenen Maasse Ergebnisse dortiger Messungen sind.

Es ist hier der Ort auf eine Bemerkung zurückzukommen, welche Steininger in seiner geognostischen Beschreibung der Eifel 1835 macht, und welche er in seiner Geschichte der Trevirer 1845 wiederholt.

Tacitus sagt (Annal. XIII 57 im Jahr 58 n. Chr.): Die uns verbundenen Juhonen*) wurden von einem unvorhergesehenen Unglück betroffen, denn Feuer, welches aus der Erde hervorbrach, ergriff hin und wieder Landhäuser, Fluren und Dörfer und wurde selbst bis zu den Mauern der vor Kurzem gegründeten Colonie getrieben. Es konnte nicht gelöscht werden, weder wenn Regen fiel, noch durch das Wasser der Flüsse oder durch irgend eine andere Flüssigkeit, — bis in Ermangelung eines Hilfsmittels und erbost über den Schaden, einige Landleute von Fern Steine zu werfen begannen, alsdann, als sich die Flammen setzten, näher hinzugingen und mit Knüttelschlägen und andern Prügeln sie wie wilde Thiere wegscheuten. Zuletzt warfen sie vom Leibe gerissene Kleidungsstücke hinein, die, je unheiliger und durch den Gebrauch beschmutzter, desto mehr das Feuer unterdrücken sollten.

Steininger bemerkt hierzu: Selbst die römischen Ruinen zu Niederbiber möchte ich, nachdem ich sie selbst gesehen habe, zu den Monumenten zählen, welche es sehr wahrscheinlich machen, dass die bekannte Stelle des Tacitus (Annal. XIII 57) von einem vulkanischen Ausbruch zu verstehen ist, denn ich finde es wenigstens sehr schwierig

*) Steininger und der nachfolgend citirte Pastor Caesar gebrauchen hier noch die als fehlerhaft erkannte Lesart Iuhonum statt der richtigen Ubiorum.

die Bimssteinbedeckung auf der Ruine zu Niederbiber durch Anschwemmung zu erklären, da sie auf einer Anhöhe und höher liegt als ihre Umgebung, mithin das Regenwasser sie eher abschwemmen als aufgehäuft haben kann.«

Ein Blick auf unser Profil zeigt den Unterschied der ursprünglichen und der secundären Bimssteinablagerung, und wenn jetzt auch zwischen Melzbach und dem Castell die Flur kaum höher liegt als letzteres, so ist wohl zu beachten wie viel ein Jahrhunderte lang fortgesetzter Ackerbau, der von Jahr zu Jahr die Scholle zu Thal wendet, dazu beiträgt Berge abzutragen, besonders wenn er wie hier auf einem Rücken ausgeübt wird, der nach beiden Seiten abfällt, und dem der Boden nach der Aubach durch einen Hohlweg und nach der Wied durch einen andern Hohlweg sowie durch den schon genannten Hirschgraben entführt wird.

Der Pastor Caesar von Heddesdorf, den wir schon oben angeführt haben, bezieht jene Stelle des Tacitus auf sein Pfarrdorf, welches eben diese Juhonen-Stadt — andere lesen Jubionum oder Ubiorum — gewesen sei. Die Juhonen hätten ihren Namen in Ober- und Nieder-Honenfeld auf dem Weg nach Altenkirchen erhalten, wie ja auch aus Johannes — Hannes geworden ist. Die Stadt Heresstadt sei durch Erdbeben und Feuer zu Grund gegangen ergo u. s. w. Auch die Bewohner von Huy an der Maas nehmen die Ehre, die alten Huyonen oder Juhonen zu sein, in Anspruch.

In Bezug auf jene Stelle des Tacitus müssen wir uns noch eine Bemerkung erlauben. Tacitus sagt, dass die Landleute jenes aus der Erde gekommene Feuer mit Knüttelschlägen vertrieben und zuletzt sogar vom Leibe gerissene Kleidungsstücke hineingeworfen, die je unheiliger und beschmutzter, desto besser das Feuer unterdrücken sollten. Diess ist ganz dieselbe Art, wie es auch heute bei Wald- und Heckenbränden hergeht und wie wir es vor Jahren selbst ein Mal bei Mettlach an der Saar und ein ander Mal bei Arlon mitgemacht haben. Man sucht dem fliegenden Feuer vorzulaufen, welches seine erste Nahrung aus dem im Frühjahr noch an den Büschen hängenden und auf dem Boden liegenden dünnen Laub erhält, und schlägt sein erstes Aufflammen durch Knüttel und Reiserbüschel aus, und die jungen Burschen ziehen ihre Kittel aus und schlagen damit in die Flammen, die so noch wirkamer erstickt werden — Sonntagskleider werden dazu natürlich nicht genommen. Wir erkennen daher in der Erzählung des Tacitus nichts weiter als einen Wald- und Haidebrand von dem, wie immer, Niemand

wissen will oder weiss wer ihn angelegt und wie er entstanden, dem man nachher wunderlichen Ursprung zuschreibt, und dem man, als er in Busch- und Haidegegend oder in Stoppelfeldern sich verminderte, durch dieselben Mittel wie heut zu Tage endlich Einhalt gethan hat.

Nach dieser Abschweifung kehren wir wieder zu unserm Castell zurück.

Ueber die darin ausgegrabenen Gebäude und die darin gefundenen Alterthümer müssen wir auf Dorow verweisen und auf eine kritische Beschreibung der von dort herrührenden Sammlung, welche wohl auch jetzt noch möglich und zu erwarten ist, hoffen. Wir lassen daher unerörtert, was Hoffmann und Dorow über die »Bäder« und über das »Quästorium« sagen, und wie letzterer die Ausgrabungen am Wichelshof bei Bonn zur Ausfüllung des unerforschten Raumes unseres Castells benutzt.

Nur das Prätorium, als einer vorzugsweise militärischen Anlage, möchten wir hier noch mit dem entsprechenden Bauwerk der Salburg bei Homburg in Vergleich ziehen.

Beide Bauwerke nehmen die Mitte des Castells ein, bilden ein längliches Viereck, aus dessen der Angriffsfronte, der porta praetoria, zugekehrten Seite ein thurmartiger Bau vorspringt; sie umschliessen beide ein Atrium, welches kreuzgangartig als Säulengang den Eingang zu den Räumen vermittelt, die auf drei Seiten an ihn gränzen und ihnen aus dem innern Hof (Impluvium) Licht und Luft zuführt.

In den Räumen der Seite, auf der der Thurm stand, fanden sich die Götterbilder und die Feldzeichen, während der gegenüberliegenden, der porta decumana zugewandten Front, sich ein grosses Vorhaus, Vestibulum, quer vorlegt.

Mit Ausschluss dieses Raumes ist das Prätorium der Salburg 153 à 132' und der Thurm 33' im Quadrat gross; in Niederbiber hat dasselbe 157' à 170' und der Thurm, der mit mehr als einem Halbkreis nach der porta praetoria hin vortritt — wenn wir Hoffmann's Beschreibung recht verstehen — nicht nur 34' Breite, sondern auch ebenso viel Tiefe, und ist durch eine Mauer auf 17' halbirt. Diese Thürme, wie wir sie nennen zu dürfen glauben, haben genügende Mauerstärken, um noch ein massives oder mehrere hölzerne Stockwerke zu tragen, und als Warte zu dienen, wie wir dergleichen in leichter Bauart, als Holzgerüste, auf der Trajanssäule finden. Wir glauben in ihnen ein Vorbild für die mittelalterlichen Bergfriede, sowie in der ganzen Form des Prätorium bereits einen Uebergang des römischen Wohnhauses zum

fränkischen Saalbau und zu manchen Burganlagen (z. B. Gutenfels bei Caub) zu erkennen.

Während das Vestibulum der Salburg eine mächtige Halle darstellt von 40' Breite und 132' Länge, und sich nach Aussen mit drei, nach dem Atrium mit fünf Eingängen öffnet, ist dasselbe in Niederbiber 30' breit und 148' lang und nach dem Dorow'schen Plan durch mehrere Einbauten, die wir nicht dem ursprünglichen Plan zuschreiben können, verengt. Es öffnet sich nach dem Atrium mit zwei Eingängen.

In den zwischen dem Atrium und dem Thurm gelegenen Räumen fanden sich in beiden Castellen die Heiligthümer, und zwar in Niederbiber, die bei Dorow, Tab. VIII, dargestellte Sandstein-Statuette, zwei Votivfüsse von Silber und Erz, ein Cohortenzeichen und ein rundes Feldzeichen von Silber und dies zwar ganz zusammengeknittert, wie es scheint, um es zu retten und nicht in Feindes Hand gerathen zu lassen. Auch die so merkwürdige Bronzestatuette eines Genius, Dorow Tab. II, aus dessen Postament-Inschrift wir den Namen unseres Castells — Victoria — kennen, fand sich in der Nähe in einem Abzugskanal, augenscheinlich gleichfalls um gerettet oder versteckt zu werden.

In den rechts an das Atrium stossenden Räumen fanden sich zahlreiche Kistenbeschläge und Schlösser, sowie Waffen, so dass man hier den Schatz und das Zeughaus vermuthen mag.

Mit Wasser wurde das Castell versorgt durch mehrere 70' höher und 1500 Schritt nordöstlich entspringende Quellen, welche jetzt an der Stahlmühle in die Aubach münden, damals aber durch einen Damm, dessen Spur noch sichtbar, gefasst und durch Thonröhren weiter geleitet worden waren.

Durch die gründlichen Untersuchungen, welchen J. Becker in Frankfurt in den Annalen des Nassau'schen Alterthums- und Geschichtsvereines der Text einer veronesischen Handschrift unterzog, sowie die glückliche Combination desselben mit den hiesigen Bildwerken und Inschriften und mit den spärlichen litterarischen Quellen kann als feststehend angesehen werden:

Dass das Castell von Niederbiber Victoria hiess, wahrscheinlich in Folge eines Sieges, welchen die Legio VIII pia fidelis in dortiger Gegend erfocht.

Dass, wie Ausgrabungen dargethan, sich nicht auf der nördlichen Angriffsseite, wohl aber auf den warmen Abhängen der West-, Süd- und Ostseite des Castells bürgerliche Niederlassungen befanden und wohl mit

noch andern Ansiedelungen des Neuwieder Beckens einen Gemeindeverband, eine Civitas bildeten, die Victorienses resp. Victorienses novi hiess.

Es geht aus den im Castell gefundenen Inschriften hervor, dass diese Civität ums Jahr 239 und 246 ihre Cultusstätte in dem Castell hatte und hier insbesondere eine Victoria als Lokalgottheit verehrte.

Dass aber schon wenige Jahre nachher, wie aus der veronesischen Handschrift erhellt, unter Gallienus (259—268) die blühende Civitas durch die Barbaren eingenommen und verheert wurde.

Dass aber kurz darauf noch unter demselben Kaiser, oder besser durch seinen Gegenkaiser Postumus die Civität wieder hergestellt, jedoch, wie Becker annimmt, nicht mehr dicht bei dem Castell, sondern in einer durch dasselbe geschützten weiter rheinwärts gewählten Lage, in Heddesdorf, als Victoria nova wieder erstand. Dass dann auch das Castell wiederhergestellt wurde, versteht sich von selbst, lässt sich aber auch aus der Nachricht des Pollio: Postumus habe nonnulla castra per septem annos in solo barbarico erbaut, herleiten.

Der Tod des Postumus liess die Barbaren auf's Neue hereinbrechen und Castell und Civitas zerstören, und wenn auch Lollianus dieselben nach Pollio wieder auf den alten Stand setzte, so erfolgten doch immer neue Einbrüche, und die Franken setzten sich endlich bleibend fest. Von ihrer Anwesenheit und von jener Zeit zeugen zahlreiche Funde, Fibeln, Hals- und Fingerringe, Perlschnüre, von welchen Dorow auf Tab. XXVIII und XXIX einige abbildet, zeugen die Ueberreste schlecht gebauter Wohnungen in Heddesdorf und die Gräber bei Mühlhofen und auf den Höhen über Fahr.

Wenn der etymologischen Abwege nicht zu viele wären, so könnte man versucht sein, in dem Namen Victoria oder weicher: Vitoria das Stammwort für die Wider Bach, oder, wie der Volksmund sagt, die Widdbach, die wir noch weicher Wied nennen, zu finden; oder aber auch aus dem Umstand, dass das Castell nicht wie sonst gebräuchlich aus rothen Steinen mit weissen Kalkfugen, sondern umgekehrt durch Verputz als aus weissen Steinen mit rothen Mörtelfugen erbaut schien und als ein entschieden weisses Castell in die Ferne leuchtete, auf den deutschen Ursprung der Namen der Dynasten Wied wie der benachbarten Wittgenstein schliessen, um so mehr als auch noch andere Thürme so heller Farbe in der Gegend standen (auf dem Heddesdorfer Feld stand ein grosses Stück Mauer, am weissen Thurm genannt) und das heutige Dorf Weisenthurm kann gleichfalls nur von einem

ähnlichen Bauwerk seinen Namen haben. Als solches ist man gewöhnt den im 15. Jahrhundert erbauten Wachtthurm anzusehen.

Der Pfahlgraben auf dem Rand des Neuwieder Beckens.

So wenig wie das Castell Victoria jenen Einbrüchen auf die Dauer Widerstand zu leisten vermocht hat, ebenso wenig konnte die Verschanzungslinie, welche den Höhenrand jener fruchtbaren Ebene umzieht, ihre blühenden Ansiedlungen für Allzeit sichern.

Diese Verschanzungslinie bildet einen Theil des vom Taunus herüberziehenden limes, welcher westlich von Grenzhausen die steilen Abhänge des Brexthales erreicht. — Dies schluchtige Thal ergänzt ihn, bis er auf dessen rechtem Ufer südlich von Stromberg wieder ansteigt, hier ein Wachthaus, die Riesenkammer, umschliesst und den Eselsberg, die Bergzunge zwischen der Brex und Sayn, abschneidet. Jenseits der Sayn steigt der Pfahlgraben unter der Benennung Riesenpfad über den Distrikt Hormorgen und Hockhelde auf das Plateau hinter Heimbach-Weiss, folgt diesem, den Thalmulden ausweichend, in einer 6700 Schritt langen Schlangenlinie bis zur Alteck, d. h. zu der Höhe über der linken Aubachseite; sein Profil wechselt von 2 Fuss bis zu 8 Fuss Wallhöhe über der Grabensohle, und von 30 bis 130 Fuss Gesamtbreite. 20, 30, 50 Schritt hinter demselben finden sich die hügelartigen Ueberreste von Wachtthürmen mit schlechtem Mauerwerk, deren man auf der ganzen Länge etwa noch acht erkennen kann; die nächsten liegen 280 und 456 Schritt auseinander.

Weiter zurück, 1200 Schritt südwestlich vom Pfahlgraben unfern des Altenburger Hofes, liegt oder lag die Alteburg auf einer gegen Heimbach vortretenden Bergkuppe, welche der Oberstlieutenant F. W. Schmidt noch als eine 10—11' dicke, 8, 12, 16 bis 20 Fuss hohe Mauerumfassung, als Viereck von 140, 160, 190 und 112 Schritt messen konnte, jetzt erkennt man kaum mehr den verschleiften Graben — da aus den Steinen der ebengenannte Hof erbaut ist, und westwärts von ihr, wo der Abhang beginnt, nur noch eine geebnete Terrasse, die der einstigen Besatzung wohl als Feld gedient haben mag.

Wie das Castell Alteburg auf dem rechten Flügel, so lag auch als Soutien des linken am Anfang des Nassbachthales ein, wenn auch kleineres Castell 90—100 Schritt hinter dem Pfahlgraben. Der Oberstlieutenant Schmidt sah dasselbe noch mit 40 Schritt Durchmesser und 10 Fuss starken Mauern. Noch weiter links, 164 Schritt östlich von dem Punkt, wo die Chaussee von Neuwied nach Dierdorf auf dem Pla-

teau der Alteck angekommen den Limes durchschneidet, liegen 25 Schritt hinter diesem die Ueberreste eines etwa 22 Fuss grossen quadratischen Thurmes.

Der Pfahlgraben durchsetzt die Chaussee zwei Mal und bricht dann, wo diese die Alteck ersteigt, in dem Distrikt »auf der Götze« ab.

Ohne Zweifel hatte die Burg Braunsberg, wegen der ausgezeichneten und hohen Lage, welche sie, vom Plateau durch eine sanfte Mulde getrennt, auf einem Felsauswuchs gegen das Aubachthal einnimmt, gleichfalls eine Rolle in dem römischen Vertheidigungssystem zu spielen, und diesem ist auch ein Graben — der Burggraben — zuzuweisen, welcher 1000 Schritt östlich durch die Ochsenstücke zum Aubachthal hinabweist und eine vorgeschobene Linie repräsentirt.

Hinter der das Gebirg zwischen der Sayn und der Aubach abschneidenden Verschanzungslinie läuft in der Rheinebene eine alte Strasse parallel mit ihr, aber durch den Abhang sowie eine sogleich zu beschreibende Terraingestaltung von ihr getrennt.

An der Mündung der kurzen Thäler des Gebirges, auf dem dieser Theil des Pfahlgrabens läuft, liegen von Sayn beginnend die Ortschaften Weiss, Heimbach, die Abtei Rommersdorf und Gladbach. — Wie auf der linken Rheinseite zwischen der Mosel und der Nette findet auch hier die eigenthümliche Erscheinung statt, dass die Bäche, welche aus jenen Thälern hervorkommen, den Rhein nicht erreichen, sondern nahe dem Gebirgsfusse in einer Reihe von sumpfigen oder feuchten Stellen und Wasserlachen verschwinden, nachdem sie noch kurz vorher ein hohes über dem umliegenden Gelände angeflösstes Bett mit reichlichem Zulauf erfüllt hatten. Durch diese gewiss einst ausgedehnten Wasserlachen vom Bergfuss getrennt läuft eine alte Strasse, unbekümmert um die nahen Dörfer, durch die Flur; sie wird die kleine Strasse oder der Prozessionsweg genannt. Auf der Generalstabskarte ist sie von Sayn ausgehend zu verfolgen, und südlich von Gladbach durch eine Abstumpfung des dortigen Wegewinkels, die auch auf den Aeckern als ein dürrer Streifen sich darstellt, zu ergänzen. Nachdem hier der von Heddesdorf kommende Weg eingemündet, ersteigt die kleine Strasse den Höhenrücken auf Tournay zwischen Heddesdorf, Oberbiber und Gladbach, überschreitet die Aubach am Kupferhammer und erreicht das Castell Niederbiber mit der auf den Westerwald aufsteigenden alten Strasse.

Der Prozessionsweg wird zum Theil als Feldweg benutzt, zum andern Theil ist er, wie gesagt, durch einen leicht ausdörrenden Streifen in den Feldern kenntlich. Wir erhielten von ihm aus den Akten im

fürstlichen Archiv zu Neuwied die erste, später auch mündlich bestätigte Nachricht, indem dort aus dem Jahre 1802 die Aussage eines alten Mannes aufbewahrt ist, der den Wegezug beschreibt und sagt, dass jener Streifen unfruchtbar bleibe zur Strafe, weil man sich den Weg unrechtmässig angeeignet und überpflügt habe. —

Wie überall erreicht der Pfahlgraben auch im Aubachthal nicht die Thalsole. Abgesehen davon, dass er in den Thälern durch Wasserströmungen und Bergschutt zerstört sein würde, müssen die Thäler durch ihre einst unregelmäßige und sumpfige Beschaffenheit, durch das kräftige Wachstum von Buschwerk und Hecken und deren Ergänzung durch Gebücker als genugsam versperrt, und jeder Versuch, durch sie vorzudringen, als von der Höhe bedroht angesehen werden, so dass wir enge Thäler mit steilen Hängen überall als gleich sicheres Hinderniss wie den Pfahlgraben selbst anerkennen müssen.

Zwischen dem Aubach- und dem Mairanthal läuft das Gebirg von Jarsfeld und Hardert kommend in einen schmalen Rücken aus, der zuletzt zum Felskamm wird und die alte Burg oder auf der Burg heisst. Nachdem derselbe sich gegenüber Braunsberg etwas gesenkt, erhebt er sich wieder als schmaler Grat und ist etwa 1000 Schritt oberhalb der Mühle, genannt Silberschmelz, durch zwei Verschanzungen durchschnitten. Die eine aus einem 5 Schritt breiten 3 Fuss tiefen Graben bestehend, bedarf bei der geringen Breite des Rückens nur 32 Schritt Länge, um ihn quer zu durchschneiden. Die andere, 50 Schritt südlich dahinter gelegen, besteht aus einem 15 Schritt breiten 8 Fuss tiefen Graben, hinter welchem sich ein 20 Fuss hoher, 10 Schritt breiter Wall, 7 bis 8 Fuss über der dahinterliegenden kleinen Fläche erhebt. Aus gleichem Grund ist auch diese Verschanzung nur 30 bis 35 Schritt lang. Südlich der kleinen Fläche, die man sich mit einem Wachthaus besetzt zu denken haben wird, wird das Ende des Berggrats immer felsiger, bis er endlich mit einem unersteiglichen Felskopf das Aubach- und Mairanthal scheidet.

Das Mairanthal von hier bis nach Rengsdorf müssen wir wegen der Steilheit der Hänge als vollgültige Fortsetzung des ebenbeschriebenen Theils des Pfahlgrabens ansehen. Da wo es sich am Lützelberg wieder gegen Hardert und gegen Bonnefeld gabelt, finden sich in den Wald-distrikten Assenberg und in den Graben eine grosse Anzahl langer, paralleler Terrassen, die durch 1 bis 2' hohe Absätze von einander geschieden sind. Es sind offenbar alte dem Wald wieder gegebene Aecker.

Von Lützelberg aufwärts nach Bonnefeld heisst das Thal im Engenthal und ein District führt den, offenbar neuen, etwas präntiösen Namen im Todten Krieger, vielleicht von einem Grabfunde. Hier läuft eine kleine Schlucht aus, an deren Anfang der schon beschriebene Rengsdorfer Gebückgraben beginnt und den Rengsdorfer Rücken bis zum Laubachthal überschreitet.

Wir fahren daher fort wo diese Verschanzung ins Laubachthal tritt und sehen letzteres als ausreichende Fortsetzung derselben an.

Dem Wiedthal selbst, in das diess Thal mündet, ist in der Burg Altwied ein starker Riegel quer vorgeschoben, und findet sich in dieser Ruine auch kein römisches Mauerwerk, so lassen regelrechte Quader aus fernhergeholtem Trachit und römische Ziegel dessen einstiges Vorhandensein errathen.

Der Mündung der Laubach gegenüber treffen wir auf der Höhe, etwa 400 Schritt südlich von Fritzenhahn, in einer gegen das Feld vorspringenden Waldecke den Pfahlgraben wieder, ohne entscheiden zu können, ob er etwa schon früher im Thal, in dem nach Fritzenhahn führenden Hohlweg beginnt.

Von jener Waldecke lässt sich sein Zug mit unbedeutendem Profil, das seinen Wall höchstens 3 bis 4 Fuss über der flachen Grabensohle und 1 bis 2 Fuss über dem Terrain erhebt, oder ohne Graben 1 Fuss über dem davor- und $\frac{1}{2}$ Fuss über dem dahinterliegenden Boden erkennen lässt, 600 Schritt in nordwestlicher Richtung verfolgen. Hier endigt er scheinbar 1000 Schritt nordöstlich von dem Aussichtspunkt am Holzstoss, muss aber in Wirklichkeit bis zu diesem und dann auf das Schloss zu gerichtet fortgezogen sein. Möglich, dass der Weg zwischen dem Holzstoss und dem Schloss seine Spuren deckt.

Etwa 500 Schritt nördlich vom Schloss muss er eine westliche Richtung eingeschlagen und durch den Wald 4000 Schritt weit beibehalten haben. Doch ist es uns nicht gelungen, weder ihn, noch ein hier nothwendig hinter ihm gelegenes Castell aufzufinden; möglich, dass ein Nachfolger glücklicher ist, möglich aber auch, dass Wegeanlagen und Forstculturen, welche hier in der Nähe des fürstlichen Lustschlosses seit lange und mit Liebhaberei betrieben worden sind, ihn verwischt haben, jedenfalls erschweren und irrliten sie sehr die Erkenntniss einer Schanzlinie von so geringen Profilen, wie sie der Pfahlgraben oft hat. Die Gründe, weshalb das Profil oft ein so unbedeutendes Relief zeigt, haben wir an einer andern Stelle ausgesprochen, sie beruhen in dem Umstand, dass wo der Boden den Erdarbeiten grosse Schwierigkeiten

entgegenetzte und mit Wald bedeckt war, die Wälle aus Holzaufstapelungen bereitet und nach Art der gallischen Mauern mit wenig Rasen und Erde ausgeglichen und gegen Brandlegung geschützt wurden. Von so wenigen und vergänglichen Bestandtheilen konnten keine hohen Wälle, und aus ihrer Entnahme keine Gräben übrig bleiben.

Mit sehr kräftigem Profil dagegen treffen wir den Pfahlgraben 4000 Schritt westlich von Monrepos auf dem Joch, zwischen den Quellen des unterhalb Leutesdorf in den Rhein und des gegenüber Dazeroth in die Wied mündenden Baches. Der Wald beginnt hier wieder mit 4 Fuss Höhe über der 2 Fuss tiefen Grabensohle, verdoppelt sich dann in zwei 6 und 8 Fuss hohe Wälle mit doppelten Gräben, über das Joch längs einer höhern Bergkuppe und auf dem Plateau südlich von Rockenfeld hinziehend. Ihr folgte die alte Trierisch-Neuwiedische Landesgränze, deren Marksteine mit CT und NW 1787 und mit den Nummern 36 bis 15 bezeichnet links dem neuen von Monrepos nach Rheinbrohl führenden Weg sichtbar sind. Die Generalstabskarte gibt den Pfahlgraben, wie ein Hohlweg gezeichnet, richtig an.

Wir folgen ihm nicht weiter nordwärts, da wir hier nur die Aufgabe haben, die kriegsarchäologischen Verhältnisse des Neuwieder Beckens und dessen durch zahlreiche Verschanzungen dokumentirten Werth hervorzuheben.

Schluss.

Landengen und Gebirgspässe bilden die Lücke, durch welche ausgedehnte Hindernisse zu überschreiten sind; zu ihnen leiten alle Wege hin, sie sind der Ring, durch welchen die Schnüre laufen, durch welche der friedliche wie der feindliche Verkehr der Völker hin und her webt. Zu ihnen drängen im Lauf der Zeiten die Ereignisse, wenn auch durch Jahrhunderte getrennt immer wieder hin, und die Norne, die dort am Passrande sitzt, wird immer Grosses zu verzeichnen haben, das sich zu ihren Füßen begibt.

Dass die Natur im Neuwieder Becken, mit seiner Randlücke und seinen Stromübergängen ein solches Thor geöffnet, in dem mächtigen Hinderniss, was sie vom Main bis zur Lippe als Strom und Gebirg zwischen den Osten und Westen geschoben hat — das glauben wir in den vorliegenden Blättern genugsam dargelegt, auch gezeigt zu haben, wie die Menschen das früh erkannt und durch Kunst, durch Befestigungsanlagen sich die Mittel bereitet haben nach Bedürfniss das Thor

zu schliessen; wir glauben nachgewiesen zu haben, wie insbesondere die Römer das Pförtneramt an sich gerissen und durch Anlage des Castells Victoria und anderer Befestigungswerke sich gesichert haben, und wie sie hiezu schon bei ihrem ersten Auftreten am Rhein um die Verbindung der Trevirer und Sueven zu verhindern sich veranlasst fanden; wir haben die Spuren, welche auf einen Rheinübergang und auf die Vertheidigung desselben hindeuten, bezeichnet und wenn wir auch keinen Inschriftstein fanden, der Caesars Brücke an eine bestimmte Stelle knüpft, so glauben wir doch, dass die Lettern, wie sie Geschichte und Gelände hier ausgeprägt haben, sich nirgend so zusammenfinden werden, um ihnen eine so ungezwungene Deutung zu geben, wie hier; und dass daher Caesars zweiter Rheinübergang nirgend mit grösserer Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, als an der Nettemündung bei Neuwied.

Wegen der Brückenconstruktion verweisen wir auf ein Schriftchen: »Caesar's Rheinbrücken. Philologisch, militärisch und technisch untersucht von A. v. Cohausen. Mit 22 Holzschnitten. Leipzig, bei B. G. Teubner. 1867.«

Anmerkung. Auf die Einwürfe, welche in diesen Jahrbüchern gegen unsere Auffassung der Caesarischen Rheinübergänge gemacht worden sind, haben wir nichts als das bereits Gesagte und das, was in Vorstehendem dasselbe etwa noch weiter bekräftigt, zu erwidern. Wir haben den Kraner'schen Text recht und schlecht, wie er ist, festgehalten und würden uns eine Aenderung desselben zu unserm Zweck nicht erlaubt haben, ebenso wenig wie einen Zweifel daran, dass wir in Castra vetera den wahren der von Tacitus geschilderten Zeit angehörigen Namen besitzen.

A. v. Cohausen.